This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

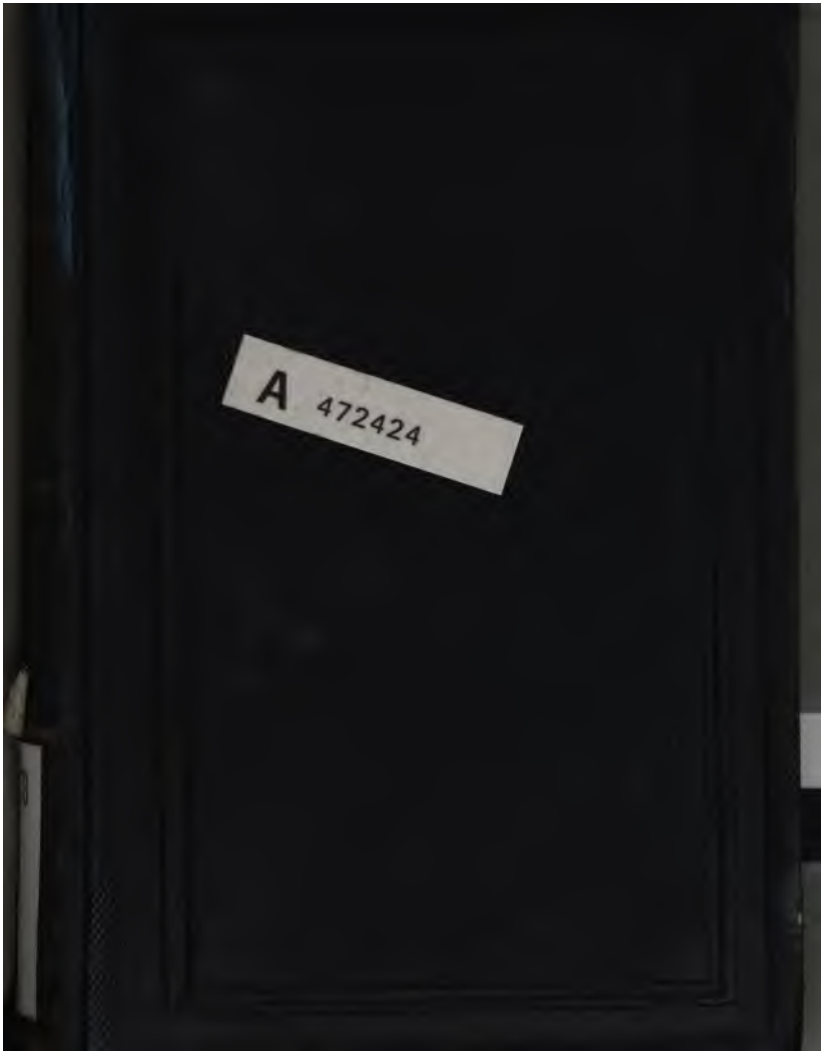
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


A 472424

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

[redacted]

Lermontov, Mikhail Iúr'evich.

Michaïl Lermontoff's

Poetiſcher Nachlaß,

zum Erſtenmal in den Versmaßen der Urſchrift

mit Hinzuziehung

der bisher unveröffentlichten Gedichte

aus dem Ruſſiſchen überſetzt

und mit einem biographiſch-kritiſchen Schlußworte verſehen

von

Friedrich Bodenſtedt.

Zweiter Band.

Berlin, 1852.

Verlag der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Lermontov, Mikhail Iúr'evich

Michaïl Lermontoff's

Poetiſcher Nachlaß,

zum Erſtenmal in den Versmaßen der Urſchrift

mit Hinzuziehung

der bisher unveröffentlichten Gedichte

aus dem Ruſſiſchen überſetzt

und mit einem biographiſch-kritiſchen Schlußworte verſehen

von

Friedrich Bodenſtedt.

Zweiter Band.

Berlin, 1852.

Verlag der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Walerik, ein Schlachtgemälde 1
Die Rentmeisterin 1
Borodino 1
Die drei Palmen, eine morgenländische Sage 1

Verschiedene als Nachtrag:

Russalka 1
Journalist, Leser und Dichter 1
Einem Kinde 1
Der Palmzweig aus Palästina 1
Kleine Einfälle und Ausfälle I—XII 1
Verständigung 1
Rechtfertigung 1
Die Nachbarin 1
Hinaus 1
Napoleons Asche in Paris 1
Dem Andenken eines Freundes 1
Trau', jugendlicher Träumer, dir selber nicht zu sehr 1
Die Wolken 1
Der Dichter 1
Gebet 1
Der Nachbar 1

Schlußwort 1
Anmerkungen 1

61-294836

Inhaltsverzeichniß

des zweiten Bandes von Lermontoff's poetischem Nachlaß.

Seite

I. Lyrische Vorklänge:

Lermontoff's Klagegesang am Grabe Alexander Puschkin's 3
Der Streit 8
Sehnsucht 14
Denkst du des Tags noch, wo wir beiden .. 17
Der Dolch 18
Das Schiff 20
Mein Vaterland 21
Duma 23
An A. O. Smirnoff 26
Kleine Betrachtungen I—VI. 27
Ein Testament 33
Der Gräfin Rastoptschin 35

II. Gedichte epischer Gattung:

Der Dämon.
Erster Theil 39
Zweiter Theil 71
Epilog 125
Ein Märchen für Kinder 129

Lermontoff's Klagegesang

am Grabe

Alexander Puschkin's.[1]

(Beim Tode des Dichters, 1837.)

Mein Zar! ich werfe mich vor Deine Füße,
Um Rache fleh' ich, Rache für den Dichter —
Gieb, daß der Mörder sein Verbrechen büße,
Erhöre mich, sei ein gerechter Richter!
Räche den Dichter, straf' die Schlechtigkeit,
Schleudre den Blitz aus Deiner Zorneswolke,
Ein ewig leuchtend Denkmal allem Volke
Von Deiner sühnenden Gerechtigkeit!

Der Dichter wollte seine Ehre rächen,
Die er durch giftges Wort verletzt geglaubt,
Da traf ihn selbst das Blei, sein Herz zu brechen,
Zu beugen sein gewaltig Haupt,
Das zeugende, gedankenschwere.
O, warum mußt' auch er ein Sklav der Ehre,

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Lermontov, Mikhail Iur'evich.

Michaïl Lermontoff's

Poetiſcher Nachlaß,

zum Erſtenmal in den Versmaßen der Urſchrift

mit Hinzuziehung

der bisher unveröffentlichten Gedichte

aus dem Ruſſiſchen überſetzt

und mit einem biographiſch-kritiſchen Schlußworte verſehen

von

Friedrich Bodenſtedt.

Zweiter Band.

Berlin, 1852.

Verlag der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

S91.78
L6
L867
1852
v.2

61-294836

Inhaltsverzeichniß

des zweiten Bandes von Lermontoff's poetischem Nachlaß.

Seite

I. Lyrische Vorklänge:

Lermontoff's Klagegesang am Grabe Alexander Puschkin's 3
Der Streit 8
Sehnsucht 14
Denkst du des Tags noch, wo wir beiden .. 17
Der Dolch 18
Das Schiff 20
Mein Vaterland 21
Duma 23
An A. O. Smirnoff 26
Kleine Betrachtungen I—VI. 27
Ein Testament 33
Der Gräfin Rastoptschin 35

II. Gedichte epischer Gattung:

Der Dämon.
Erster Theil 39
Zweiter Theil 71
Epilog 125
Ein Märchen für Kinder 129

Walerik, ein Schlachtgemälde.....
Die Rentmeisterin.....
Borodino.....
Die drei Palmen, eine morgenländische Sage

Verschiedene als Nachtrag:

Russalka.....
Journalist, Leser und Dichter.....
Einem Kinde.....
Der Palmzweig aus Palästina.....
Kleine Einfälle und Ausfälle I—XII.....
Verständigung.....
Rechtfertigung.....
Die Nachbarin.....
Hinaus.....
Napoleons Asche in Paris.....
Dem Andenken eines Freundes.....
Trau', jugendlicher Träumer, dir selber nicht zu sehr.....
Die Wolken.....
Der Dichter.....
Gebet.....
Der Nachbar.....

Schlußwort.....
Anmerkungen.....

I.

Lyriſche Vorklänge.

Lermontoff's Klagegeſang

am Grabe

Alexander Puſchkin's.[1]

(Beim Tode des Dichters, 1837.)

Mein Zar! ich werfe mich vor Deine Füße,
Um Rache fleh' ich, Rache für den Dichter —
Gieb, daß der Mörder ſein Verbrechen büße,
Erhöre mich, ſei ein gerechter Richter!
Räche den Dichter, ſtraf' die Schlechtigkeit,
Schleudre den Blitz aus Deiner Zorneswolke,
Ein ewig leuchtend Denkmal allem Volke
Von Deiner ſühnenden Gerechtigkeit!

Der Dichter wollte ſeine Ehre rächen,
Die er durch giftges Wort verletzt geglaubt,
Da traf ihn ſelbſt das Blei, ſein Herz zu brechen,
Zu beugen ſein gewaltig Haupt,
Das zeugende, gedankenſchwere.
O, warum mußt' auch er ein Sklav der Ehre,

Der Weiſe mit den Thoren ſein!
Es ſpritzt' ihr Gift auf ihn die fremde Schlange,
Nun klagt ein Volk ob ſeinem Untergange,
Er ſtarb, wie er gelebt — allein ...

Er ſtarb, noch in der Blüthe ſeines Lebens, —
Laßt um den Todten Euer Klaggeſchrei:
Das Loben, Tadeln, Weinen iſt vergebens,
Er hört es nicht, — es iſt mit ihm vorbei!

Und ob er recht gethan, ob er gefehlt,
Daß er der falſchen Schattenehre Bahn,
Die jedem hohlen Gecken aufgethan,
Zur Sühne der Verläumdung ſich erwählt:
Das Schickſal hat die Rechnung abgeſchloſſen,
Des Dichters Herzblut iſt dafür vergoſſen!

Man griff ihn an wo er am weichſten war,
Griff ihn bei ſeines Weibes Liebe an
Und machte ihn zu ihrer Ehre Richter; —
Er ſtarb wie er gelebt — ein Mann.
Arm ward das Volk wo es am reichſten war:
Man nahm ihm ſeinen größten Dichter!

Und Manche jetzt frohlocken, daß er fiel,
Und rühmen gar den Mörder, der ſein Ziel
So gut getroffen, und im kalten Muthe,

Feſt, ohne Zittern, that den Mörderſchuß,
Der unſer Land geröthet mit dem Blute
Des liederreichen Genius ...

Ein leeres Herz ſchlägt ſtets in gleichen Schlägen;
Was ſollte auch des Mörders Herz bewegen?
Ein Abenteurer kam er aus der Ferne,
Er nahm kein Herz mit ſich, ließ keins zurück —
Rang ſucht' er bei uns, Titel, Ordensſterne,
Denn unverſtändlich war ihm andres Glück.
Er fand was er geſucht in unſrer Mitte,
Er fand bei uns ein zweites Vaterland —
Sein Dank war: daß er ſonſt auf jedem Schritte
Was ihm begegnete, verächtlich fand.
Fremd blieb er unſrer Sprache, unſrer Sitte,
Das Volk war ihm ein Gegenſtand des Hohnes,
Er ſuchte keine Gunſt als die des Thrones.

Der für die eigne Heimat ohne Herz
Und Liebe, ward nicht anders anderwärts,
Ihm war das Freundesdach kein Heiligthum;
Er mochte zu der Unſchuld Thränen lachen,
Des Gatten Herz in Eiferſucht entfachen:
Kalt mocht' er auch mit frechen Händen
Ein reiches Dichterleben enden,
Das ſeines Volkes Stolz und Ruhm.

Weh', daß der Sänger dieſer Schlange traute,
Die ihn aus ſeinem Paradies vertrieb —
Daß er den Teufel nicht durchſchaute,
Dem er ſich arglos ſelbſt verſchrieb!

Er, dem im Leben Keiner mochte gleichen,
Liegt kalt nun, eine Leiche unter Leichen.
Der in ſo lebenswahren Zügen
Des Menſchenherzens Tiefen uns gezeigt,
Wie mochte ihn ein ſchlechter Geck betrügen,
Dem er vertrauensvoll die Hand gereicht!

Durft' er doch frühe ſchon den Lorbeerkranz
Nicht von der Dornenkrone trennen,
Und lernte mit der falſchen Ehre Glanz
Die ganze Hohlheit dieſer Ehre kennen ...
Was brauchte er ſich um die Welt zu kümmern,
Ob ſie auch tauſendfach ihn angeklagt!
Nun liegt ein Tempel des Geſangs in Trümmern,
Blos weil ein giftger Wurm daran genagt!
Verſtummt ſind unſers Dichters hohen Lieder,
Und wie er ſang, ſingt nach ihm Keiner wieder.

Mein Zar! ich werfe mich vor Deine Füße,
Um Rache fleh' ich, Rache für den Dichter;
Gieb, daß der Mörder ſein Verbrechen büße,
Erhöre mich, ſei ein gerechter Richter!

Straf' das Verbrechen, halt' ein ſtreng Gericht,
Dein ſtarker Fuß: die Schlangenbrut zertret' er,
Damit nachwachſende Geſchlechter nicht
Wehklagen ob der Feigheit ihrer Väter —
Und nicht, die unſer Heiligſtes verletzen,
Sich bergen hinter ſchützenden Geſetzen!

Leicht mag die Katze eine Nachtigall
Zerfleiſchen mit der ſchleichend-ſcharfen Tatze,
Doch ihrer Stimme wonnevollen Schall
Erſetzt uns nicht das glatte Fell der Katze!

Was kümmert uns das Truggeſetz der Ehre,
Was uns der fremden Abenteurer Muth?
Leicht machten ſie des Dichters Herzblut fließen,
Doch unausfüllbar bleibt uns dieſe Leere,
ein andres Blut erſetzt uns dieſes Blut,
ob keine Kunſt mag dieſe Wunde ſchließen ...

lebt ein ewiger, gerechter Richter,
wird, wenn wir die Miſſethat nicht rächen,
unſer Flehn in ſeinem Zorne ſprechen:
legen ſoll die Quelle Eurer Lieder!
wußtet nicht zu ehren Euren Dichter,
zweiten Mal ſend' ich Euch keinen wieder!

Der Streit.

War im Kaukaſus ein Streiten,
Daß es weithin ſcholl —
Der Kasbék und Schatt *) entzweiten
Sich in lautem Groll.

Zum Kasbéke hub der graue
Schattberg warnend an:
„Machte nicht umſonſt der ſchlaue
Menſch dich unterthan!

Rauch'ge Hütten wird er gründen
An der Berge Hang,
Bald in deinen tiefen Schlünden
Schallt des Beiles Klang.

*) Schatt: — Elborus.

nd die Eiſenſchaufel ſchwingend,
In die Bruſt von Stein
aut er, Erz und Gold erringend,
Seinen Schreckpfad ein.

arawanen überwogen
Deine Höhen ſchon,
o nur luftge Wolken zogen,
Wo des Adlers Thron.

agſt du jetzt auch ſtolz und prächtig,
Bald wird ſchwer dein Stand,
üte dich! dir volkreich, mächtig
Droht das Morgenland!“

– Dorther drohn mir nicht Gefahren!
Nahm Kasbék das Wort —
ief, ſchon ſeit achthundert Jahren,
Schläft die Menſchheit dort!

chau: im Schatten ſeiner Haine
Der Grufin ſich ſtreckt,
aß der Schaum vom ſüßen Weine
Sein Gewand beleckt.

Weh', daß der Sänger dieſer Schlange traute,
Die ihn aus ſeinem Paradies vertrieb —
Daß er den Teufel nicht durchſchaute,
Dem er ſich arglos ſelbſt verſchrieb!

Er, dem im Leben Keiner mochte gleichen,
Liegt kalt nun, eine Leiche unter Leichen.
Der in ſo lebenswahren Zügen
Des Menſchenherzens Tiefen uns gezeigt,
Wie mochte ihn ein ſchlechter Geck betrügen,
Dem er vertrauensvoll die Hand gereicht!

Durft' er doch frühe ſchon den Lorbeerkranz
Nicht von der Dornenkrone trennen,
Und lernte mit der falſchen Ehre Glanz
Die ganze Hohlheit dieſer Ehre kennen ...
Was brauchte er ſich um die Welt zu kümmern,
Ob ſie auch tauſendfach ihn angeklagt!
Nun liegt ein Tempel des Geſangs in Trümmern,
Blos weil ein giftger Wurm daran genagt!
Verſtummt ſind unſers Dichters hohen Lieder,
Und wie er ſang, ſingt nach ihm Keiner wieder.

Mein Zar! ich werfe mich vor Deine Füße,
Um Rache fleh' ich, Rache für den Dichter;
Gieb, daß der Mörder ſein Verbrechen büße,
Erhöre mich, ſei ein gerechter Richter!

Straf' das Verbrechen, halt' ein ſtreng Gericht,
Dein ſtarker Fuß: die Schlangenbrut zertret' er,
Damit nachwachſende Geſchlechter nicht
Wehklagen ob der Feigheit ihrer Väter —
Und nicht, die unſer Heiligſtes verletzen,
Sich bergen hinter ſchützenden Geſetzen!

Leicht mag die Katze eine Nachtigall
Zerfleiſchen mit der ſchleichend-ſcharfen Tatze,
Doch ihrer Stimme wonnevollen Schall
Erſetzt uns nicht das glatte Fell der Katze!

Was kümmert uns das Truggeſetz der Ehre,
Was uns der fremden Abenteurer Muth?
Leicht machten ſie des Dichters Herzblut fließen,
Doch unausfüllbar bleibt uns dieſe Leere,
Kein andres Blut erſetzt uns dieſes Blut,
Und keine Kunſt mag dieſe Wunde ſchließen ...

Es lebt ein ewiger, gerechter Richter,
Der wird, wenn wir die Miſſethat nicht rächen,
Auf unſer Flehn in ſeinem Zorne ſprechen:
Verſiegen ſoll die Quelle Eurer Lieder!
Ihr wußtet nicht zu ehren Euren Dichter,
Zum zweiten Mal ſend' ich Euch keinen wieder!

Der Streit.

War im Kaukaſus ein Streiten,
Daß es weithin ſcholl —
Der Kasbék und Schatt *) entzweiten
Sich in lautem Groll.

Zum Kasbéke hub der graue
Schattberg warnend an:
„Machte nicht umſonſt der ſchlaue
Menſch dich unterthan!

Rauch'ge Hütten wird er gründen
An der Berge Hang,
Bald in deinen tiefen Schlünden
Schallt des Beiles Klang.

*) Schatt: — Elborus.

Und die Eiſenſchaufel ſchwingend,
In die Bruſt von Stein
Haut er, Erz und Gold erringend,
Seinen Schreckpfad ein.

Karawanen überwogen
Deine Höhen ſchon,
Wo nur luftge Wolken zogen,
Wo des Adlers Thron.

Ragſt du jetzt auch ſtolz und prächtig,
Bald wird ſchwer dein Stand,
Hüte dich! dir volkreich, mächtig
Droht das Morgenland!"

— Dorther drohn mir nicht Gefahren!
Nahm Kasbék das Wort —
Tief, ſchon ſeit achthundert Jahren,
Schläft die Menſchheit dort!

Schau: im Schatten ſeiner Haine
Der Gruſin ſich ſtreckt,
Daß der Schaum vom ſüßen Weine
Sein Gewand beleckt.

Wo zum perlenden Kalljane
Hoch der Springquell ſchäumt,
Auf dem ſchwellenden Diwane
Träg der Perſer träumt.

Hoch von Zions Bergesmauern
Bis zum Meeresſtrand,
Dehnt, von Gott verbrannt, in Trauern
Sich ein todtes Land.

Weiter rollt der Nil, der gelbe,
Ewig ſchattenleer,
Um der Kön'ge Grabgewölbe
Glüh'nde Stufen her.

Und der Beduin, vom Jagen
Müd, im Zelte ruht,
Singt ein Lied aus alten Tagen,
Schaut der Sterne Glut.

Rings, zur Linken und zur Rechten,
Liegt es müd und todt —
Von des Morgenlandes Mächten
Droht mir keine Noth! —

„Preis' zu frühe dein Geſchick nicht,
Nahm der Schatt das Wort;
Trübt der Oſten deinen Blick nicht:
Schaue hin zum Nord!"

Still iſt bei dem Wort geworden,
Trübe wird von Sinn
Der Kasbék, — zum fernen Norden
Starrt er ſchweigend hin;

Starrt in ahnungsbanger Regung,
Starret ſtumm und lang,
Sieht dort ſeltſame Bewegung,
Hört Geräuſch und Klang:

Von der Donau bis zum Ural
Blitzt es, wogt's einher,
Ueberzieht es Feld und Flur all
Wie ein Völkermeer.

Drängt es bunt aus Staub und Qualme
Sich hervor ans Licht,
Schwanken weiß, wie Steppenhalme,
Federbüſche dicht.

Hinter ſtürmiſchen Ulanen
Schaaren Fußvolk ziehn,
Glimmen Lunten, flattern Fahnen,
Raſſeln Batterien.

Kriegeriſche Bataillone
Nahn in dichten Reihn,
Zu dem Knarren der Kanone
Fällt die Trommel ein.

Und ein ſturmerprobter Streiter
Führt das Heer ins Feld;
Zürnend mit den Augen bräut der
Greiſe Kriegesheld.

Maſſenhaft ſich ſtets erneuend
Zieht's gewitterſchwer,
Wie ein Bergſtrom lärmend, bräuend
Nach dem Oſten her.

Der Kasbék, den Heerbann zählen,
Der unzählbar war,
Wollt' er: — länger nicht verhehlen
Konnt' er die Gefahr.

Sah noch einmal bang, voll Grauen
Seine Berge an,
Zog die Mütze auf die Brauen,
Und ſchwieg ewig dann.

Sehnſucht.

Würde welken meine Glieder
In der feuchten Kerkergruft,
Gebt mein treues Roß mir wieder,
Gebt mir freie, friſche Luft!
Mit dem Roſſe will ich traben
Ueber Flur und Felſenrück,
Springen über Schlucht und Graben, —
Freiheit, Freiheit will ich haben,
Und ich ſchenk' euch euer Glück!

Bald, im Traum, frei auf den Wellen
Wieg' ich mich im leichten Boot,
Ueber mir die Segel ſchwellen,
Unter mir die Tiefe droht;
Welch ein herzerhebend Fühlen,
Frei zu ſchwimmen durch die Flut,

Wenn im Meer die Stürme wühlen,
Meine heiße Stirne kühlen,
Und des Herzens wilde Glut!

Bald, im Traum, im hohen Schloſſe
Wohn' ich ſchattenkühl im Wald,
Rings von blumigem Geſproſſe
Wogt es, blüht es mannigfalt,
In den weißen Marmorhallen
Perlt der Springquell ſilberrein —
Seh ihn träumend ſteigen, fallen,
Und ſein Plätſchern, Murmeln, Schallen,
Weckt mich auf und wiegt mich ein.

Laßt mich leben, ſtatt zu träumen,
Streift die Feſſeln von mir ab,
Laßt die Zeit mich nicht verſäumen
Die mir Gott zur Arbeit gab.
Stark fühl' ich's in mir ſich regen,
Doch der Schmerz der Feſſel droht
Mir bei jeglichem Bewegen,
Und zum Fluch wird mir der Segen,
Und das Leben mir zum Tod!

Mürbe welken meine Glieder
In der feuchten Kerkergruft,
Gebt mein treues Roß mir wieder,
Gebt mir freie, friſche Luft!

Mit dem Roſſe will ich traben
Ueber Flur und Felſenrück,
Springen über Schlucht uud Graben —
Freiheit, Freiheit will ich haben,
Und ich ſchenk' euch euer Glück!

* * *

Denkſt du des Tags noch, wo wir beiden
In ſpäter Stunde mußten ſcheiden?
Der Nachtſchuß krachte über's Meer,
Wir drückten ſchweigend uns die Hände,
Der ſchöne Tag ging trüb zu Ende,
Und Nebel zogen feucht einher.
Und wie der Schuß fiel, war's als riefe
Ein Echo aus des Meeres Tiefe.

Jetzt wandl' ich oft am Meere einſam,
Und wenn ein Schuß vom Schiffe kracht,
Denk' ich in Schmerz, wie wir gemeinſam
Gewandelt in der Abſchiedsnacht;
Und hör' ich des Geſchützes Knallen
Dumpf aus dem Meere wiederhallen:
So iſt es immer mir als riefe
Der Tod mich in die dunkle Tiefe.

Der Dolch.

Ich lieb es, deinen kalten Glanz zu ſehn,
Mein Dolch, mein Kampfgenoß, mein treuer Diener!
Zum wilden Kampfe ſchliff dich der Tſchetſchén,
Dich ſchmiedete zur Rache der Gruſiner!

Es ſchenkte eine Lilienhand dich mir,
Als mich ihr Arm zum Letztenmal umſchloſſen,
Und — ſtatt des Bluts — zum Erſtenmal auf dir
Um mich geweinte Thränenperlen floſſen.

Ihr ſchwarzes Auge in der Schmerzensflut
Bald trüb ſich ſchloß, bald blendend funkelte:
Gleichwie dein Eiſen bei des Feuers Glut
Bald Blitze warf, bald ſich verdunkelte.

Zum Pfande treuer Liebe weihte mir
Ihr Auge dich, das thränenfeucht verklärte:
Drum liebend ewig treu ſein will ich ihr,
Ja, feſt wie du, mein eiſerner Gefährte!

Das Schiff.

Einſam auf blauer Waſſerwüſte
Ein ſegelweißes Schiff ſich wiegt,
Was trieb es fort von heim'ſcher Küſte,
Daß es zu fremden Landen fliegt?

Ihm ſchnaubt die Flut, der Sturm entgegen,
Bald kracht es vorwärts, bald zurück —
Es ſucht kein Glück auf fremden Wegen,
Ließ in der Heimat auch kein Glück.

Die Waſſer unter ihm ſich thürmen,
Durch Wolken ſieht die Sonne zu,
Es läßt ſich ſchaukeln von den Stürmen,
Als fänd' es in den Stürmen Ruh.

Mein Vaterland.

Wohl hab' ich Liebe für mein Vaterland,
Doch Liebe eigner Art, die zu bemeiſtern
Nicht mehr vermag der prüfende Verſtand.
Für Barbarei kann ich mich nicht begeiſtern,
Nicht in der Jetztzeit, nicht im Alterthum.
Ich liebe nicht den bluterkauften Ruhm,
Ich liebe nicht die ſtolze Zuverſicht
Die ſich auf Bajonette ſtützt — auch nicht
Den Heilgenſchein des Ruhms aus alten Tagen,
Davon die Lieder melden und die Sagen.

Doch liebe ich, — weiß ſelbſt nicht recht warum —
Der endlos wüſten Steppen kaltes Schweigen,
Wenn welk die Halme ſich zur Erde neigen
Und nichts erſchallt als Zwitſchern und Geſumm.
Gern hör' ich auch der Wälder nächtig Rauſchen,
Mag gern dem Wellgetös der Ströme lauſchen,
Wenn ſie im Frühling eiſesfrei umher
Die Lande überſchwemmen wie ein Meer.

Ich lieb' es auch, durch Dorf und Feld zu jagen,
Den Weg zu ſuchen durch das nächt'ge Dunkel,
Wo keiner Antwort giebt auf meine Fragen
Als ferner Hütten zitterndes Gefunkel.
Den Stoppelbrand der Felder ſeh' ich gerne,
Die weißen Birken an der Flüſſe Borden,
Die Karawanenzüge aus der Ferne
Der wandernden Nomadenhorden.

Mit einer Freude die nicht Alle kennen,
Seh' ich im Herbſt die korngefüllten Tennen,
Das Bauerhaus mit ſtrohbedecktem Dache,
Geſchnitzten Läden vor dem Fenſterfache.
Und Sonntags gern in träumeriſcher Ruh
Seh' ich dem Lärm betrunkner Bauern zu,
Wenn ſtampfend ſie im Tanz die Schritte meſſen,
In Luſt und Lärm der Woche Qual vergeſſen.

Duma.

(Betrachtung.)

In Trauern blick' ich hin auf das Geſchlecht von heute,
Wie es die künſtlich-frühe Reife büßt,
Früh ſchon des Zweifels, der Erkenntniß Beute,
In eine Zukunft ſchaut, die dunkel oder wüſt.
Zum Guten wie zum Böſen ſind wir träg',
Altkluge Kinder mit des Alters Schwächen,
Kaum aus der Wiege, haben wir ſchon viel
Von unſrer Väter Weisheit und Gebrechen,
Ermüdet uns das Leben wie ein Weg,
Der endlos-eben fortläuft ohne Ziel —
Ermüdet uns gleich einem fremden Feſte,
Dem wir zuſchauen, theilnahmsloſe Gäſte:
Wir wollen fremdgereifte Früchte pflücken,
Und ohne Kampf ſoll uns der Sieg beglücken.

Wir ſelbſt ſind gleich der Frucht, die ungereift
Vor ihrer Zeit vom Baume abgeſtreift,
Und fallend zwiſchen Blumen hängen bleibt,

Nicht den Geſchmack erfreuend, nicht den Blick —
Und kommt die Zeit wo Alles blüht und treibt,
Trifft ſie nur der Verweſung früh Geſchick!

Verdorrt iſt unſer Geiſt von unfruchtbarer Kenntniß,
Feig übertäuben wir in trauriger Verblendniß
Was laut zum Beſſern mahnend in uns ſpricht.
Wo es das Gute gilt, ſind wir am trägſten,
Wir haben Heuchlerlarven für den Nächſten,
Und für uns ſelbſt den Muth der Wahrheit nicht!

Wir haben nicht die Kraft der Leidenſchaft,
Und auch nicht der Entſagung Willenskraft.
Feig fürchten wir die Menſchen mehr als Gott,
Und weniger die Sünde, als den Spott.

Kaum nippten wir am Becher des Genuſſes,
Und ſchon iſt unſre junge Kraft verflogen,
Wir haben aller Luſt, aus Furcht des Ueberdruſſes,
Für immer ſchon den beſten Saft entſogen.

Kalt, ungerührt läßt uns das wahrhaft Schöne,
Der Dichtung Träume und der Kunſt Geſtalten,
Und des Geſanges weihevolle Töne
Sind für uns nicht ein Quell der Seligkeit.
Wir ſuchen ängſtlich in uns feſtzuhalten
Die Reſte des Gefühls vergangner Zeit.

Das Gute keimt in unſrer Bruſt vergebens,
Früh ſtreift ſich von uns ab der Blüthenſtaub des Lebens;
Wir bergen unſre Gaben nutzlos, ſtill,
Und lieben, haſſen, wie's der Zufall will.
Kalt bleibt die Seele, das Gemüth,
Derweil das Blut in unſern Adern glüht.

Wir lächeln ob der Väter derber Luſt,
Sehn ſpöttelnd in die alte Zeit zurück,
Derweil wir ſelbſt uns keines Ziels bewußt,
Zum Grabe eilen ohne Ruhm und Glück.

So leben, ſterben wir, geräuſchlos, unbewundert,
Und ſpurlos durch die Welt eilt unſer Fuß,
Kein zeugender Gedanke bleibt von uns dem Jahrhundert,
Kein Denkmal eines Genius.

Und unſer Staub wird von der Nachwelt einſt geſchändet
Durch Epitaphe voll gerechten Hohnes,
Der Zornes-Ausdruck des betrognen Sohnes,
Daß ihm der Vater alles Gut verſchwendet.

An A. D. Smirnoff.

Fern habe ich dir immer viel zu ſagen,
Bin ich bei dir, möcht' ich dich immer hören —
Dein ernſtes Schweigen kann ich nicht ertragen,
Und wag' es ſchweigend doch auch nicht zu ſtören.

Was ſoll ich thun? nie wird dein kluges Ohr
Sich meinem ungeſchulten Wort bequemen —
Es käme wirklich mir zum Lachen vor,
Müßt' ich mich nicht darüber ſchämen!

Kleine Betrachtungen.

I.

Ich bin an meinem Lande kein Verräther,
Und nicht unwürdig bin ich meiner Väter,
Weil ich nicht euch in allen Stücken gleiche,
Und nicht wie ihr auf fremden Krücken ſchleiche!

II.

Weil ich bei ihrem Thun vor Scham oft roth bin,
Mir nicht Muſik erſcheint Geklirr von Ketten,
Und mich nicht lockt der Glanz von Bajonetten:
Behaupten ſie, daß ich kein Patriot bin!

III.

Weil ich nicht ganz von altem Korn und Schrot bin,
Und nicht mit jedem Schritte rückwärts gehe:
Behaupten ſie, daß ich kein Patriot bin,
Mein Land nicht liebe und es nicht verſtehe!

IV.

Sie haben recht, — der Teufel mag's verſtehen —
Am ſchnellſten gehn bei uns, die rückwärts gehen,
Weil ſchneller ſie zu ihrem Ziele kommen,
Als ich der vorwärts ſeinen Weg genommen!

V.

Gott ſegnete mit Augen mich und Füßen —
Doch als ich auf den Füßen gehen wollte,
Und als ich mit den Augen ſehen wollte,
Mußt' ich's im Kerker als Verbrechen büßen.

VI.

Gott gab mir eine Zunge, aber als
Ich reden wollte, ging's mir an den Hals!

Es iſt ein eigen Ding in meinem Land,
Und wunderſamer Brauch im Schwunge hier;
Der Kluge braucht zur Dummheit den Verſtand,
Zum Schweigen ſeine Zunge hier!

Ein Teſtament.

Ich wollte leben in der Welt,
Bruder, wie du, allein,
Doch wird noch — ſagt man — in der Welt
Nur kurz mein Leben ſein!
Treibt bald nach Haus dich dein Geſchick,
Liegt ſchon mein Leib in Trümmern,
So ſieh ... doch glaub' ich, mein Geſchick
Wird Wenige bekümmern.

Wenn aber Jemand — wer's auch ſei! —
Verlangt nach meiner Kunde,
Sag' ihm, mich traf ein tödtlich Blei,
Daß an der ſchweren Wunde
Ich ſtarb für meinen Zaren,
Was ſehr den Tod verſüße, —
Daß ſchlecht die Aerzte waren,
Und ich die Heimat grüße.

Die Eltern ſind wohl lange ſchon
In's feuchte Grab geſenkt,
In Reue fühlt der ferne Sohn
Wie oft er ſie gekränkt;
Doch triffſt du ſie im Leben gar
Noch an auf deinem Wege,
So ſprich: wohl oft zum Schreiben war
Der ferne Sohn zu träge.

Bald war er träg', bald mußt' er auch
Hinweg mit den Standarten —
Es war beim Heere niemals Brauch
Auf euren Sohn zu warten —
Doch hat er oft wohl in der Schlacht,
Im Kampfgewühl und Feuer,
Der fernen Eltern treu gedacht,
Er hielt ſie lieb und theuer!

Sie hatten eine Nachbarin,
Du denkſt wohl ihrer noch —
Und kommt's ihr auch nicht in den Sinn
Nach mir zu fragen — doch
Sag' Alles was du weißt von mir,
Geſteh' ihr's frei und ehrlich —
Entlockt es auch viel Thränen ihr . . .
Es iſt nicht ſehr gefährlich!

Der Gräfin Kaſtoptſchin.

Ich glaube, Freundin, daß wir Beiden
Sind unter Einem Stern geboren —
Geplagt hat uns daſſelbe Leiden,
Daſſelbe Träumen uns verloren!...
Ich konnte meine Glut nicht dämpfen,
Ward früh dem edlen Ziel entrückt,
Vergaß in unfruchtbaren Kämpfen
Was in der Jugend mich entzückt.
In ew'ger Trennung banger Ahnung
Fürcht' ich, das Herz mir zu befrein,
Fürcht' ich, der trügeriſchen Mahnung
Des Wiederſehns mein Ohr zu leihn.

So läßt der Zufall wohl zwei Wellen
Im Südwind eine bei der andern
Hinab zum fernen Meere wandern —
Da plötzlich in dem Lauf, dem ſchnellen,
Streckt ſich dem Wellenpaar entgegen
Ein Stein, es trennend auf den Wegen...

Und ſie, die beide lang gemeinſam
Gewandelt, tragen trüb und einſam
Zum Ufer jetzt ihr kaltes Leid,
Verſchwimmen in dem Flutgetriebe
Jetzt ohne Mitleid, ohne Liebe,
Mit ihrer ew'gen Zärtlichkeit,
Mit ihrem Murmeln, ihrem Schäumen,
Und ihres Lebens bunten Träumen.

II.

Gedichte epiſcher Gattung.

Der Dämon.

Erſter Theil.

I.

Der Dämon flog in Weh und Klage
Ueber die ſünd'ge Erde hin,
Erinnerungen beſſrer Tage
Drängten ſich auf vor ſeinem Sinn.
Das Bild der Zeit erſchien vor ihm,
Der ſeligen im Paradies,
Da er, ein reiner Cherubim,
Nach der Muſik der Sphären lauſchte,
Der Sünde Pfad noch nicht betreten
Darum der Schöpfer ihn verſtieß;
Noch mit den flüchtigen Kometen
Liebäugelte und Grüße tauſchte,
Und aus der blauen Himmelsferne
Hinabſah auf die Karawanen
Der in den Raum geworfnen Sterne,
Der wandelnden auf ew'gen Bahnen.
Da er noch liebte und noch glaubte,
Der Schöpfung ſelger Erſtgeborne,
Zu ungetrübtem Glück Erkorne,
Das keine Furcht und Angſt ihm raubte; —

Da ihn der Zweifel noch nicht quälte,
Da er die Jahre noch nicht zählte
In ihrem langen, ſchweren Lauf.
Und manches Bild ſtieg vor ihm auf
In ſeinem wildbewegten Innern,
Bis zu der Stunde ſeines Falles —
Doch fehlte ihm die Kraft, an Alles
Was er gelebt, ſich zu erinnern.

II.

Und lange ſo in trübem Muthe
Mußt' er die öde Welt durchwandern;
Wie uns Minute auf Minute,
Folgt ein Jahrhundert ihm dem andern
In drückender Einförmigkeit,
Und bleiern lag auf ihm die Zeit;
Gleichgiltig wurde ihm das Leben
Und alle Macht die ihm gegeben.
Wohl ſä't' er Böſes aus unſäglich,
Doch ohne Freude, denn er fand
Auf Erden nirgends Widerſtand —
Das Böſe ward ihm unerträglich.

III.

Und fort mit ſeinem Groll und Weh
Flog der vom Paradies Verbannte
Auf zu den Höhn des Kaukaſus,
Wo der Kasbék zu ſeinem Fuß,
Umhüllt von ew'gem Eis und Schnee,
In diamantnem Feuer brannte.
Und wie ein dunkler Felſenſpalt,
Der Bergesſchlangen Aufenthalt,
Gähnt unten Dariël, die Schlucht,
Durch die in ungeſtümer Flucht
Der Téref ſpringt, und heult und bäumt,
Wie eine Löwin, und es ſchäumt
Das Waſſer, daß man hochgemähnt
Der Löwin Hals zu ſehen wähnt.
Der Wildniß Thiere ängſtlich lauſchten
Wie drohend wild die Wellen rauſchten
In ihren ſtrauchbewachſnen Borden.
Und goldumſäumte Wölkchen zogen
Vom Süden her am Himmelsbogen —
Leicht durch die Lüfte gleiten ſie,
Den Strom auf ſeinem Zug nach Norden

In ſchnellem Flug begleiten ſie.
Und wildverſchobne Felſenhänge
Schau'n in geheimnißvoller Ruh
Dem nimmerruhenden Gedränge
Und bunten Spiel der Wellen zu.
Und durch den dichten Nebel dort,
Schwarz von den Felſen her, den hohen,
Die Thürme alter Burgen drohen,
Die Rieſenwächter an den Pforten
Des Kaukaſus. Und allerorten
In wilder Schöne lag's umher
In der Natur. Der böſe Geiſt
Sah mit verächtlich ſtolzem Sinn
Auf Gottes ſchöne Schöpfung hin.
Sein ſpähend Auge weitum kreiſt,
Schaut all die Wunder mannichfalt,
Doch Alles läßt ihn ſtumm und kalt....

IV.

Und ſieh, vor ſeinen Blicken nah
Ein neues Zauberbild erſtand,
Vom hellſten Sonnenlicht beſchienen:
Die blühende Georgia,
Das wunderreiche Hügelland
Mit ſeinen Felſen und Ruinen,
Umrauſcht von immergrünen Wäldern;
Mit ſeinen fruchtbeladnen Feldern;
Mit ſeinen blumenreichen Flächen,
Durchrauſcht von Bächen, ſilberreinen —
Drin ſich die Wellen ſchallend brechen,
Im Kampf mit bunten, glatten Steinen;
Und hohe Roſenbüſche ſtrecken
Die Wurzeln in das Wellgetriebe.
Vielſtimmig aus den Roſenhecken,
Und lauter als der Wellen Schallen,
Klingt der Geſang der Nachtigallen
Zum Preis der Schönheit und der Liebe.
Thalſohlen, blumenmattige,
Umragen, ſchützend vor der Hitze,
Platanen, weitum ſchattige,
Um die, bis zu der höchſten Spitze

Der Epheu dick und voll ſich ſchmiegt.
Der Hirſch im kühlen Dickicht liegt.
Es hauchen tauſend Pflanzen Duft
Balſamiſch durch die warme Luft.
Im Sonnenglanz die Blätter glimmen,
Es klingt und zittert durch den Wald
Und wiederhallt rings mannichfalt
Wie ein Geräuſch von hundert Stimmen.
Und nach der Mittagsſonne Schwüle
Und ihrem blendend hellen Glanze:
Folgt eine wolluſtſüße Kühle,
Beleben neu ſich Blum' und Pflanze,
Friſch von dem nächt'gen Thau befeuchtet.
Und durch den feinen Nebel ferne
Georgiens Sternenhimmel leuchtet
Wie ſeiner Töchter Augenſterne.

Des Dämons Auge, ſpähend kreiſt es
Weit über Berge, Strom und Flur;
Doch alle Schönheit der Natur
Geht an dem Blick des böſen Geiſtes
Vorüber ohne freud'ge Spur,
Erweckend Geiſt und Mißgunſt nur
In ihm, dem alle Werke Gottes
Nur Ziele ſeines Haſſes, Spottes.

V.

Erbaut vom greiſen Gudal ſtand
Ein hohes Schloß am Bergesrand,
Von einem breiten Hof umſchloſſen.
Es dauerte manch ſaures Jahr
Das Schloß zu bauen, und es war
Manch bittre Thräne wohl gefloſſen,
Eh' Gudal's armer Sklaventroß
Vollendete das reiche Schloß.
Es legte Morgens ſich ſein Schatten
Weit auf des Abhangs grüne Matten;
Und dort, wo in den Fels gehauen,
Die Stufen hoch vom Thurm, dem grauen,
Hinab bis an den Rand des tiefen,
Grüneingerahmten Stromes liefen:
Dort in die weiße Tſchadra leicht
Gehüllt, die junge Fürſtin ſchleicht,
Tamara, zu des Stromes Rand,
Ein Waſſerkrüglein in der Hand.

VI.

Sonst stumm und finster schaute immer
Das Schloß herab vom Bergeshang —
Doch heute strahlt's in buntem Schimmer,
Schallt hell von Spiel und von Gesang.
Gudal vermählt sein einzig Kind —
Die Zweige seines Stammes sind,
Und noch dazu viel andre Gäste,
Versammelt beim Vermählungsfeste,
Und auf dem Dach des Hauses sitzt
— Nach üblich-alter Landessitte —
Die Braut in ihrer Freunde Mitte,
Von Pracht und Reichthum Alles blitzt.
Dick liegen Teppiche gebreitet,
Rings schimmern reiche Stoffe viel,
Und festlicher Gesang begleitet
In lautem Chor das Saitenspiel.
Roth schäumt der Wein im Goldpokale;
Schon bald zu Ende geht der Tag,
Der Sonne glühroth Glanzgestrahle
Schon halb verhüllt vom Berge schien.
Und lauter wird das Festgelag,
Es nimmt die Braut ihr Tamburin,
Läßt's auf der rechten Hand sich drehn,

Folgt mit den Augen der Bewegung,
Und dreht sich selbst — bleibt wieder stehn —
Und zittert, glüht in süßer Regung.
Es lauscht das feine, kluge Ohr,
Hört's auf den weißen Fingern klingen;
Es hebt das Köpfchen sich empor,
Sieht's auf den weißen Fingern springen —
Die Wimpern neidisch jetzt verdunkeln
Auf einen Augenblick das Funkeln
Des Flammenaug's; die glatte Stirne
Glänzt weißer als der Schnee der Firne.
Also in kindlich frohem Sinn
Treibt sie ihr Spiel — bald bleibt sie stehn
In wunderbarer Majestät,
Des Festes junge Königin,
Als ob sie huldvoll Jeden grüße.
Auf's Neu' beginnt sie sich zu drehn,
Der schlanke Körper schwankt und wiegt sich,
Der Blume gleich im Gartenbeet,
Der linke Arm in Anmuth biegt sich;
Leicht schweben ihre kleinen Füße
Ueber den weichen Teppich hin.
Es mag der Strahl des Monds, des bleichen,
Der glanzvoll schon sein Haupt erhebt,
Sich jenem Lächeln nicht vergleichen,
Das um Tamara's Lippen schwebt.

VII.

Ich ſchwör' es bei der Mitternacht,
Bei aller Sterne Glanz und Schimmer,
Beim Auf- und Niedergang des Lichtes:
Dem Schach von Perſien hat nimmer
In Liebe ſolchen Angeſichtes
Holdſelig Augenpaar gelacht —
Nie einen Herrſcher auf der Erde
Bezaubert ſolche Huldgeberde!
Nie mochte auch in Haremsräumen
Wohl in der ſchwülen Mittagsglut,
Des Springquells Diamantenflut
Solch wonniglichen Wuchs umſchäumen.
Nie hat auch eine ird'ſche Hand
Solch üppig, weiches Haar wie dieſes,
Um ſolche feine Stirn geſchlungen —
Nie, ſeit das Glück des Paradieſes
Von dieſer ſünd'gen Erde ſchwand,
Iſt ſolche Blume aufgeſprungen
Im ſonnenhellen Morgenland!

VIII.

Die Jungfrau tanzt zum letzten Male ...
Schon vor dem nächsten Morgenstrahle
Erwartet sie ein andres Loos,
Wird Gudal's Tochter fortgetrieben
Aus ihrer Heimatberge Schoß,
Fort aus dem Kreise ihrer Lieben —
Es soll das lebensfrohe Kind
Sich seiner Freiheit Lust begeben,
Und ernst in strengen Pflichten leben, —
Die Jugend flieht gar zu geschwind!
Tamara denkt wohl hin und wieder
Jetzt an ihr künftiges Geschick —
Dann schlägt sie ernst das Auge nieder,
Und feucht verdunkelt sich ihr Blick.
Doch stets so voll von Harmonie
War jede Stellung ihrer Glieder,
Daß selbst der Dämon — hätt' er sie
Mit ihren engelreinen Mienen
Erblickt — geglaubt es sei vor ihm
Ein altbekannter Cherubim
Aus seiner Himmelszeit erschienen!
Er wäre seufzend umgekehrt
Von Reue und von Gram verzehrt.

IX.

Der Dämon ſah ſie ... lange ſtand er
In unausſprechlicher Bewegung,
Und ſtaunend keine Worte fand er
Für ſeines Herzens wirre Regung,
Doch horch! ein weihevoller Ton,
Ein Nachklang alter Himmelsluft
Erfüllt jetzt ſeine öde Bruſt,
Und weckt in ihm, was lange ſchon
Erſtarrt in ſeinem Herzen war,
Dem ſündekalten; — wunderbar
Durchzuckt ihn ein Gefühl von Reue,
Stimmt ſein Gemüth zu beſſerm Triebe,
Und er begreift das Glück auf's Neue
Der Tugend, Schönheit und der Liebe.
Vergebens ſucht er ſich gewaltſam
Zu wehren der Erinnerungen,
Die lockend vor ihm aufgeſprungen
Aus ſeiner Himmelsheimat Glück:
Die Bilder kehren unaufhaltſam
Vor ſeinem grimmen Blick zurück.

Sie ſteigen auf in alter Pracht
Aus ewig unnahbarer Ferne,
Wie Millionen lichter Sterne
In einer ſchwülen Sommernacht.
Was mag des Dämons Qual ſich gleichen?
In ſüßem Drang durchzittert's ihn —
Er kann das Glück nicht mehr erreichen,
Und auch den Bildern nicht entweichen,
Die lockend ihm vorüberziehn.
Verſucht er's, dem Gedächtniß deſſen,
Was ihn ſo quält, ſich zu entheben,
Des Herzens wilden Drang zu zähmen?
Gott gab im Leben kein Vergeſſen,
Und, wollt' er es dem Dämon geben:
Der Dämon würde es nicht nehmen!

X.

Wo von des Hochgebirges Kamm
Der Weg ſich krümmt am Felſenhang,
Naht jetzt, bei Sonnenuntergang,
Der ungeduld'ge Bräutigam.
Er treibt ſein gutes Roß zu laufen,
Gönnt ihm nicht Zeit ſich zu verſchnaufen,
Iſt bald den grünen Ufern nah
Der ſilbernen Aragua.
Langſamer, in bedächt'gem Gange,
Folgt hinter ihm vom Felſenhange
Ein langer Karawanenzug,
Der ſoviel Feſtgeſchenke trug,
Daß manches ſtarke Dromedar
Kaum ſeiner Laſt gewachſen war.
Die unabſehbar lange Schaar
Zieht langſam, zu der Glöckchen Klang,
Den krummen Bergespfad entlang.
Die Karawanenführer fern
Kaum noch gewahren ihren Herrn

Den jungen Fürſt von Sinodal,
Der feſtgeſchmückt zu Roſſe ſitzt,
In ritterlichem Wehrgeſchmeide,
Hell glitzert in der Sonne Strahl
Des Dolches und des Säbels Scheide;
Und ſeinen ſchlanken Leib umblitzt
Ein Silbergurt. Vom Waffenkleide
Flattern die Aermel, aufgeſchlitzt,
Im Abendwinde frei umher.
Seines Gewandes Saum iſt rund
Mit Gold geſtickt und Seide bunt.
Am Riemen, überm Rücken quer,
Trägt er ſein damascirt Gewehr.
Hell blitzen Sattelknopf und Bügel,
Die rings mit Golde eingefaßten;
Die rothe Decke und die Zügel
Sind auch verziert mit goldnen Quaſten.
Doch iſt des Reiters höchſter Schmuck
Sein ſtolzes, mähnenlanges Roß,
Des Karabagh leichtfüß'ger Sproß.
Wie es bei jedem leiſen Druck
Des Knies die feinen Ohren ſpitzt!
Wie klug ſein Feuerauge blitzt!
Wie es, — ob müde längſt vom Ritte —
Noch immer feſt im Blick und Schritte
Jetzt von der ſteilen Felswand ſteigt!
Wo ſich der Weg im Zickzack windet.

Schon von den Gletſcherſpitzen ſchwindet
Der Abendſonne letztes Funkeln,
Und im Gebirg beginnt's zu dunkeln —
Doch iſt das Ziel nun bald erreicht!

XI.

Am Weg ſteht eine Bergkapelle . . .
Es ruht in Gott an dieſer Stelle
Ein Chriſtenfürſt aus alter Zeit,
— Jetzt im Geruch der Heiligkeit.
Er wurde einſt von Mörderhand
Hier durch die Blutſchuld umgebracht.
Und ſeit der Zeit: wer aus dem Land
Zum Feſt' zieht, oder in die Schlacht,
Pflegt zur Kapelle einzutreten,
In Andacht vor dem Grab zu beten.
Wer ſolches thut, der wahrt ſich — heißt es
Vor der Gewalt des böſen Geiſtes,
Der Feinde und der Miſſethäter.
Der junge Bräutigam folgt nicht
Der frommen Sitte ſeiner Väter,
Kehrt ſtolz von dannen ſein Geſicht.
Der Dämon merkt ſein böſes Sinnen,
Treibt ihn zu ſündigem Beginnen,
Erweckt in ihm des Fleiſches Lüſte —
Läßt ihn, — ſtatt an den Herrn zu denken —
In Liebesträume ſich verſenken,
Daß er die Braut im Dunkel küßte.

Und, wie er ſo im Traum verloren,
Nichts ſieht, beachtet um ſich her,
Knallt laut ein Schuß in ſeine Ohren,
Und wieder einer . . . immer mehr!
Jäh aufgeſchreckt faßt er die Zügel,
Steht ſpähend aufrecht in dem Bügel,
Drückt ſeinen Kalpak über's Ohr,
Bereitet ſchnell ſein türkiſch Rohr,
Fliegt wie ein Adler nach der Stelle
Woher der Schall kam — wieder knallt es,
Wird, wie von Wetterleuchten, helle;
Dumpf aus den Bergen wiederhallt es
Von Stöhnen, Heulen, Roßgeſtampf.
Hier lag im Blut ein Raubgeſelle,
Laut ſtöhnend, ſchwer verwundet ſchien er —
Nicht lange dauerte der Kampf,
Bald flohn die räub'riſchen Gruſiner!

XII.

Und ſtill ward ringsum wieder Alles.
Nur aus der Karawanenſchaar, —
Wo Dromedar an Dromedar
In Furcht ſich drückte, — Glocken klangen
Unheimlich ſchauerlichen Schalles.
Die müden Thiere ſahn in Bangen
Auf ihrer Führer blut'ge Leichen;
Sie waren ihrer Laſt, der reichen,
Beraubt von der Gruſinerhorde.
Hier regt ſich noch ein Körper leiſe,
Dort hört man hohles Wimmern, Aechzen.
Frohlockend ob dem Menſchenmorde
Nachtvögel ziehen dunkle Kreiſe
Hoch in der Luft, und gierig krächzen.
Das iſt der Grabgeſang der Todten,
Der Trauerzug der ſie begleitet,
Denn ihnen wird kein Grab bereitet,
Wird keine Ruheſtatt geboten,
Wo ihrer Väter Aſche ruht.
Ein fremder Boden trinkt ihr Blut,
Von heim'ſchen Freunden nie betreten;

Der Ort wird nicht zum Heiligthume —
Hierher ſetzt nie den Pilgerſtab
Die ferne Mutter, um zu beten, —
Pflanzt keine Schweſter eine Blume
Dem Bruder auf das frühe Grab,
Im Grün an nackter Felſenwand!
Dafür, wohl in der Monde Lauf,
Steckt eine mitleidsvolle Hand
Ein ſchlichtes Kreuz von Holz darauf;
Die Felswand ſchützt es vor dem Wetter,
Der Epheu überrankt es grün,
Läßt ſeinen Schmuck ſmaragd'ner Blätter
In dichtem Kranz darüber blühn.
Und mancher müde Wandrer ruht
Wohl einſt hier in der Mittagsglut,
Sich bettend auf den grünen Matten,
Schutz ſuchend in der Felswand Schatten!

ıd ſchneller als ein Edelhirſch,
r aufgeſchreckt, der nahen Birſch
rfolgung fliehend ſich entrückt,
ırchfliegt das Roß die dunkle Nacht,
d wiehert, ſchnaubt wie in der Schlacht.
ch plötzlich ſteht es ſtill, und drückt
ch an den Fels, wie um zu lauſchen,
ilt ſeinen Kopf dem Windesrauſchen
ıtgegen, bläſt die Nüſtern auf,
ıd ſteht mit ängſtlicher Geberde,
ls ob es was zu wittern wähne . . .
ann wiehernd ſtampft es, ſcharrt die Erde,
och ſträubt es die zerzauſte Mähne,
ıd fliegt davon in wildem Lauf,
ıd raſtlos, ziellos jagt es weiter.
m Sattel ſitzt ein ſtummer Reiter,

XIV.

In Gubal's Haus' ſcholl Wehgeſchrei.
In wirren Haufen drängt's heraus —
Welch ſchäumend Roß flog dort herbei,
Und brach zuſammen vor dem Haus?
Wer iſt der junge Reitersmann,
Der bleich, entſtellt ganz von Geberde,
Todt niederfiel mit ſeinem Pferde?
Blut klebt an Waffen und Gewand —
Man ſieht es dem Geſichte an:
Die Wunden holte er im Kampf.
Noch in dem letzten Todeskrampf
Hielt er die Mähne mit der Hand.
O, junge Braut! nicht lange hat
Dein Bräutigam dich warten laſſen;
Doch ſtarrt ſein Auge kalt und matt;
Es kann ſein Arm dich nicht umfaſſen!
Sein Fürſtenwort, das er gegeben,
Hielt er — und kam zum Hochzeitsreigen,
Ach! aber nimmermehr im Leben
Wird er ſein ſchnelles Roß beſteigen!

XV.

Trüb endete der Feſtestag,
Der froh begann in Saus und Braus —
Der Zorn des Herrn traf Gubal's Haus
Verderbend wie ein Wetterſchlag.
Tamara weinte bitterlich,
Wand auf dem Lager ſich, und ſchrie,
Als ob vor Weh das Herz ihr bräche —
Da plötzlich war's, als hörte ſie
Hoch eine Stimme über ſich,
Die ſüßen Klanges zu ihr ſpräche:

„Kind, weine nicht, klag' nicht vergebens!
Wiſch' deine heißen Thränen ab,
Sie fallen nicht als Thau des Lebens
Auf deines todten Buhlen Grab!
Der Schmerz wird deine Augen röthen,
Dein eignes junges Leben tödten!
Den du beweinſt, er ſieht nicht mehr

Die Thränen die dein Auge netzen,
Weiß deinen Kummer nicht zu schätzen.
Ihm singt jetzt schon der Engel Heer
Im Himmel süße Trostgesänge;
Er merkt nicht deine Schmerzensklänge!
Was ist des armen Mädchens Stöhnen,
Was sind des Lebens nicht'ge Träume,
Den sel'gen, schmerzensfremden Söhnen
Der lichtverklärten Himmelsräume?
O glaube, ird'scher Engel, mir:
Was unterthan dem Tode hier,
Was der Verwesung Fluchgeschick
Verfallen auf der sünd'gen Erde,
Ist auch nicht einen Augenblick
Werth deiner klagenden Geberde!"

„Ohne Segel, ohne Steuer,
Schwimmt der Sterne leuchtend Heer,
Schwimmt in ew'gem Glanz und Feuer
Durch der Lüfte blaues Meer.

Ueber endlos weite Fluren
Gleitet hoch der Wolken Zug,
Unerreichbar, ohne Spuren,
Auf zum Himmel geht ihr Flug.

Hoffen, Scheiden, Wiederſehen,
Stimmt ſie nicht zu Luſt und Leid —
Sorglos kommen und vergehen
Sehen ſie die flücht'ge Zeit.

Dir ein Beiſpiel nimm an ihnen!
Dumpfem Erdenſchmerz entflieh,
Nimmer trübe deine Mienen:
Licht und ſorglos ſei, wie ſie!"

„Sobald die Nacht in dunklem Schleier
Die Höh'n des Kaukaſus beſteigt,
Sobald vor ihrer ſtillen Feier
Der wirre Lärm des Tages ſchweigt,
Daß nur der Wind und das Gefieder
Der Vögel durch die Zweige rauſcht,
Man nur dem Klange ihrer Lieder
Und dem Geplätſch des Bergſtroms lauſcht,
Und unter wilder Reben Pracht
Die keuſche Blume ſich der Nacht
In Luſt dem friſchen Thau erſchließt; —
Sobald der Mond am Himmel ſteht,
Sein Licht auf das Gebirge gießt,
Und goldnen Auges nach dir ſpäht:

Werd' ich in Liebe zu dir fliegen,
Dein Gaſt ſein bis zum jungen Morgen,
In goldne Träume dich zu wiegen,
Und zu verſcheuchen deine Sorgen!"

XVI.

Die Stimme ſchwieg; ganz ferne, leiſe,
Verhallte ein Ton nach dem andern —
Aufſprang Tamara, ließ im Kreiſe
Furchtſam umher die Blicke wandern.
Und plötzlich wogt' es wunderſam
Gewalt'gen Drangs in ihrer Bruſt:
Verlangen kämpfte mit dem Gram,
Die Trauer kämpfte mit der Luſt.
Wie Feuer brennt es ſie von Innen,
Von Außen brennt es ſie wie Neſſeln,
Entflammt war ſie von allen Sinnen,
Die Seele ſprengte ihre Feſſeln.
Ein Zittern ging durch alle Glieder,
Und immer war es ihr noch lang,
Als hörte ſie den ſüßen Klang
Der wunderbaren Stimme wieder,
Die zu ihr ſprach aus fernen Räumen —
Da ſchloß der Schlaf die Augenlieder,
Und ſie verſank in buntes Träumen.
Erſt wogt' es in ihr wirr und wild,
Doch dann, wie ein prophetiſch Bild,

Ein Mann ſtand vor ihr: Wuchs und Glieder
Ganz wie die andern Menſchenſöhne,
Doch ſo voll überird'ſcher Schöne:
Das war kein Bild von dieſer Erde!
So trübe ſchaut' er von Geberde
Auf ſie, mit mitleidsvollem Blick,
Als theile er ihr Mißgeſchick ...

Ein Sohn der Erde war es nicht,
Und auch kein Engel in Himmelsglanz:
Es fehlte ja der Strahlenkranz
Auf ſeinem Haupte; — dies Geſicht,
Konnt' es ein Bild der Hölle ſein,
Des böſen Geiſtes gar? — o nein!
Ein dämmernd Bild, ein wunderbares,
Gleichwie ein klarer Abend war es:
Nicht Finſterniß noch Sonnenſchein!

Der Dämon.

Zweiter Theil.

I.

Laß, guter Vater, mich gewähren,
O, brich das Herz des Kindes nicht!
Ich weine — ſiehſt du dieſe Zähren?
Du weißt, die erſten ſind es nicht!
Den Männern ſag', die um mich werben:
Mein Brautbett wird das feuchte Grab!
Als Jungfrau will ich leben, ſterben,
Mein Herz bewahren dem ich's gab.
Seit wir die blut'ge Leiche dort
Begruben in der Felſenſchlucht,
Hat mich mit trügeriſchem Wort
Der böſe Geiſt oft heimgeſucht,
Mir ſchöne Bilder vorgeſpiegelt
Im Traum, die Sinne aufgewiegelt;
O, manche, manche trübe Nacht
Hab' ich in ſchwerem Kampf vollbracht!
Ich litt geduldig, ohne Klage,
Hab' im Entſagen mich geübt,
Doch meine Seele iſt betrübt
Seit jenem großen Unglücksſchlage!
Umſonſt biet' ich dem Schickſal Trutz,

Ich weile hin mit jedem Tage —
Sei, Vater, du mein Hort, mein Schutz!
Fort, in ein fernes Kloſter ſende
Mich, — dort wird meiner Qual ein Ende!
Dem frommen Dienſt will ich mich weihn,
Denn Ruhe find' ich nur beim Heiland;
Im Schmerzenmeer ein rettend Eiland
Wird mir das ſtille Kloſter ſein.
Verſiegt iſt meines Glückes Quelle,
Todt für mich alle Luſt auf Erden —
Es ſoll die düſtre Kloſterzelle
Zum Grabe meiner Jugend werden!

II.

Und in ein Kloſter, in die Fremde
Wurde die junge Maid geſandt,
Bekleidet mit dem Büßerhemde,
Mit grobem, härenem Gewand.
Doch auch im klöſterlichen Kleide,
In ihrer Zelle düſt'rer Haft,
Fand ſie kein Ende ihrem Leide,
Kein Ende ihrer Leidenſchäft.
Es war ihr junges Herz entflammt
So drangvoll wie in jenen Tagen,
Da ſie Geſchmeide noch und Sammt,
Und blumiges Gewand getragen.
Die Kraft verſagt im frommen Streben.
Kniet ſie jetzt nieder am Altar,
Den Geiſt zum Himmel zu erheben,
Zerknirſcht von Herzen und Geberde: —
Da plötzlich zieht ſie's wunderbar
Aus Kerzenglanz und Weihrauchduft
Fort in des Tages Licht und Luft,
Und aus dem Himmel auf die Erde.
Ihr Herz erliegt im frommen Kampf.

Noch immer ſieht ſie die Geſtalt
Des Traums vor ihrem Auge ſchwimmen;
Sie ſieht das Bild im Weihrauchdampf,
Der wirbelnd durch die Lüfte wallt,
Sie ſieht es in der Kerzen Glimmen;
Sieht es, wohin der Blick ſich wendet . . .
Und in dem heil'gen Sang der Meſſen
Kann ſie die Stimme nicht vergeſſen,
Die einſt im Traum ihr Troſt geſpendet.

Was iſt es, das ſie mit ſich zieht,
Ihr klingt und winkt wohin ſie ſieht?
Verderbend lockt es ihren Sinn,
Doch weiß ſie nicht: woher, wohin?

III.

Kühl zu den Füßen zweier Hügel
Erſtreckten ſich des Kloſters Räume;
Platanen, Pappeln, Mandelbäume,
Umſchloſſen es in dichten Reihn.
Nur hin und wieder, aus dem Flügel,
Der öſtlich ſich zu Thale ſtreckt, —
Sobald die Nacht das Thal bedeckt,
Erſchimmert einer Lampe Schein
In mattem, zitterndem Gefunkel,
Unheimlich durch der Bäume Dunkel.
Dort iſt der jungen Nonne Klauſe,
Dort kann ſie aus dem düſtern Hauſe
Hinab zum Kloſtergarten ſehn,
Wo Trauerweiden rings herum,
Schweigſame Grabeswächter, ſtehn.
Fern ſchallt Gezwitſcher und Geſumm,
Und kalte, klare Quellen rieſeln
Und rauſchen zwiſchen glatten Kieſeln.
Erſt, gleichwie hadernd, ſcheinen ſie
Zu trennen ſich auf ihrem Wandern,

Doch unterm Fels dort einen ſie
Sich freundlich eine mit der andern;
Und unter blumigem Geſchäume
Krümmt durch die Büſche und die Bäume
Ein Bächlein ſich, in lauter Flucht
Forteilend aus der engen Schlucht.

IV.

Sobald der junge Tag erſchien,
Sah man, in wilder Herrlichkeit,
Gen Norden, unabſehbar weit,
Weißüberkuppte Berge ziehn.
Des Gießbachs ungeſtümer Lauf
Zieht um den Berg ein Silberband —
Dampf wirbelt aus den Schluchten auf,
Umblauet weich die Felſenwand.
Der Muezzim, vom Minarete,
In ſeiner erſten Morgenpflicht
Gen Oſten wendet ſein Geſicht,
Und ruft die Gläub'gen zum Gebete.
Es weckt der Glocke lauter Ton
Die Schläfer auch im Kloſter ſchon.
Still iſt's in dieſer Feierſtunde,
Und nichts bewegt ſich in der Runde,
Als hoch der Morgenwölkchen Zug,
Oder ein Aar in ſeinem Flug.
Langſam aus dem Gebirge ſchreitet
Wohl eine junge Gruſierin

Mit ihrem langen Waſſerkrug,
Wo zwiſchen glatten Kieſeln hin,
Der klare, friſche Bergquell gleitet ...
Grün ſich herab zur Erde neigend,
Ragen die Berge weit entlang;
Mit ihren ſchneebedeckten Spitzen,
Die weiß am blauen Himmel blitzen,
Schimmernd einander überſteigend,
Doch bei der Sonne Untergang
In roſiges Gewand ſich kleidend.
Dazwiſchen, das Gewölk durchſchneidend,
Mit Silberkleidern angethan,
Derweil das Haupt ein Turban deckt,
Hoch, über alle Berge weit,
Soweit der Kaukaſus ſich ſtreckt —
Hebt der Kasbék ſich himmelan
In königlicher Herrlichkeit!

V.

Tamara's Geiſt, ſo überſchwenglich
Von ſündger Luſt verlockt, zerſtreut,
Ward allem Andern unzugänglich,
Was reinen Glücks das Leben beut.
Die Tugend, das Gebet zumal,
Die ganze Welt ward ihr zur Qual!
Beim Auf- und Untergang der Sonne
Fühlt ſie nicht mehr die alte Wonne.
Es iſt ihr Alles Nacht auf Erden!
Der Sterne und des Mondes Licht
Erquickt ſie nicht, erfreut ſie nicht,
Und nirgends ſoll ihr Ruhe werden.
Ein Funke hat ihr Herz entzündet,
Daß es in hellen Flammen lodert —
Ein dunkles Wort ward ihr verkündet,
Das ſeine dunklen Opfer fodert.
Verzweifelnd oft rang ſie die Hände,
Und ihrem Weh' ſah ſie kein Ende;
Denn dieſes Weh': es ſtammt vom Böſen,
Und Böſes nur vermag's zu löſen!

Verſucht ſie's noch, in brünſtgem Beten
Zum Muttergottesbild zu treten:
Bald fehlen dem Gefühl die Worte,
Unſichtbar faßt ſie eine Hand
Und zieht ſie fort vom heilgen Orte.
Das Herz umdüſtert den Verſtand;
Ihres Gebetes weiche Töne
Verwandeln ſich in Klaggeſtöhne;
Bewußtlos ſinkt ſie hin zur Erde,
Weint, ſchreit in wüthiger Geberde ...

Unheimlich aus der Kirche Hallen
Hört man es Nachts oft weithin ſchallen,
Daß auf dem Weg ein ſpäter Reiter
Vermeint es ſei des Böſen Stöhnen,
Der, angeſchmiedet in der Schlucht,
Die Luft erfüllt mit Klagetönen ...
Er ſpornt ſein Roß zu wilder Flucht,
Sieht ſich nicht um, jagt flüchtig weiter.

VI.

Am Fenſter ſitzt Tamara oft
In ſtummem Schmerz, und harrt und hofft
Auf etwas — ſie weiß ſelbſt nicht, was?
Das Auge glänzt vom Thränennaß,
Schweift bald wie ſpähend in die Runde,
Bald blickt es ſtarr und unbeweglich,
Als ob es nicht zu ſpähen wage.
Es drückt die Zeit ſie unerträglich,
Macht die Minute ihr zur Stunde,
Und macht die Stunde ihr zum Tage.
Plötzlich verklären ſich die Mienen,
Das Auge wird, die Stirne licht,
Und eine Stimme in ihr ſpricht:

Er iſt dir nicht umſonſt erſchienen!
Nicht lange wird er ferner ſäumen,
Er kommt gewiß, er täuſcht dich nicht!
Dir nicht umſonſt in ſüßen Träumen
Hat er die Wonnen all' des Lebens
Vor deinem trunknen Blick enthüllt,
Mit Glutverlangen Dich erfüllt —
Er kommt, du warteſt nicht vergebens!

So lebt sie ihre Tage hin,
In immer unruhvollem Sinn,
Gequält von Hoffen und von Bangen,
Von Pflichtgefühl und Lustverlangen;
In dumpfes Brüten bald versunken,
Und bald von schönen Bildern trunken.
Stets trifft der eine Klang ihr Ohr,
Stets schwebt das eine Bild ihr vor;
Und, schließt sie Nachts die Augenlieder,
Sieht sie im Traum das Bildniß wieder —
Doch nicht wie einst, in Angst und Gram:
Es fesselt, lockt sie wundersam,
Scheint ihr mit Himmelsglanz geschmückt.
Oft in der Sommernacht, der warmen,
Hat sie ihr Kissen heiß umdrückt,
Im Wahn, ihn selber zu umarmen —
Bis sich ihr Blick dem Glück erschloß,
Und ihr Gebild in Nichts zerfloß . . .

VII.

Schon deckt die Nacht ihr weich Gewand
Ueber Georgia's Hügelland,
Im Dunkel Schlucht und Kloſter liegt.
Und ſieh': herab zum Kloſter fliegt
Der Dämon, wo Tamara wohnt.
Er iſt den Weg hieher gewohnt,
Hat manche Nacht hier ſchon durchwacht,
Und bis zum jungen Morgenlicht
Die ſchwarzen Augen lüſtern ſpäh'ten —
Doch lange, lange wagt' er nicht
Die heilge Stätte zu betreten.
Und ſieh': auch jetzt ſchien er zu ſinnen,
Es war als faßt' ihn ſelbſt ein Grauen
Ob ſeinem ſündigen Beginnen,
Und an den hohen Kloſtermauern
Schlich er gedankenvoll umher,
Und athmet' tief, und ſeufzte ſchwer.
Und wo er ging, fuhr durch die Blätter
Ein Rauſchen, wie von Wind und Wetter,
Ob ſonſt im Garten auch kein Wehen.
Jetzt hebt er ſeinen Blick empor:

Wo ſpärlich einer Lampe Schein
Herſchimmert durch's Gebüſch hervor,
Dort konnte er Tamara ſehen.
Am Fenſter ſaß ſie noch allein
Und ſchaute nieder in den Garten,
Gleichwie um Jemand zu erwarten.
Wem gilt der Augen ſüß Gefunkel,
Wem deines Buſens heißes Wogen?
Horch! plötzlich von den Fenſterbogen
Klingt es melodiſch durch das Dunkel,
Ein zitterndes Getön von Saiten,
Das Liebestöne hell begleiten,
Voll wunderbaren ſüßen Klanges.
Das Saitenſpiel ſo rein erſcholl,
Und ſo herzinnig weihevoll
Die zarte Weiſe des Geſanges:
Als klängen hoch vom Himmel Lieder
Der Engel auf die Erde nieder ...
Der Dämon fühlt ſich mächtgen Dranges
Bewegt in ſeinem tiefſten Innern,
Als ſäng' ein Freund aus alter Zeit,
An die verlorne Seligkeit
Ihn, an den Himmel zu erinnern.
Ihm iſt, als klänge alles Glück
Des Himmels aus dem Lied zurück.
Seit ſeinem Fall zum Erſtenmal
Fühlt er der Liebe Drang und Qual.

Gewaltſam treibt es ihn zur Zelle,
Woraus das Lied zum Klang der Saiten
Erſchallt, — doch nicht zu überſchreiten
Wagt er des Kloſters heilge Schwelle.
Er iſt wie feſtgebannt zur Stelle.
Und ſeltſam! wie die Töne ſchallen,
Weint er, weint bitterlich, es fallen
Die Thränen vor ihm auf den Stein,
Und brennen Löcher tief hinein:
Denn Thränen ſind es, voller Flammen,
Die nicht aus Menſchenaugen ſtammen!

VIII.

Er liebt ... ihm iſt des Liedes Ton
Beſeligend in's Herz geklungen,
Und bei dem Klang, was lange ſchon
Erſtorben ſchien, neu aufgeſprungen ...
Sein alter Groll, ſein alter Hohn,
All ſeine Bosheit iſt entflohn,
Mit ſeinen Thränen fortgeſchwommen.
Des Himmels ausgeſtoßner Sohn
Will neu dem Guten ſich erſchließen;
Ein neues Leben ſieht er kommen,
Und neue Freuden ſieht er ſprießen ...

Doch plötzlich bang gemahnt es ihn,
Ob ihn die Hoffnung nicht verblendet?
Ob jener Geiſt, der ihm geſandt
Zu ſeinem Troſt vom Himmel ſchien,
Sich nicht in Abſcheu von ihm wendet,
Beut er zur Umkehr ihm die Hand!

Doch, nicht mehr lang in Zweifeln ſteht er,
Sein Herz verlangt nach neuem Glück,

Drängt alle Furcht in ihm zurück,
Und ſchnell zum offnen Fenſter geht er,
Und tritt hinein: — da ſteht vor ihm
Ein lichtumfloßner Cherubim;
Sein Antlitz glänzt von Himmelsglanz,
Das Haupt umwebt ein Strahlenkranz;
Ueber Tamara ſchützend deckten
Die Flügel ſich, die ausgeſtreckten;
Sein Auge leuchtet mild und klar,
Doch wie der Dämon ihm erſchien,
Sah er mit einem Blick ihn an,
Der Gruß zugleich und Vorwurf war.

IX.

„Unstäter, böser Geist! gieb Kunde:
Wer rief in mitternächtger Stunde
Dich her mit sündgem Zauberwort?
Im Heiligthume meiner Liebe
Ist keine Stätte böser Triebe,
Und für der Hölle Sohn kein Ort.
Drum hebe dich hinweg von mir,
Und nie zurückzukehren wage!
Doch Antwort gieb auf meine Frage:
Wer rief dich, und was willst du hier?"

Verlegen sah der Dämon nieder,
In Eifersucht die Wangen glühten,
Und Zornesglut die Augen sprühten —
Doch bald ist er der Alte wieder!
Der alte Haß, die Sündenlust,
Ist neu erwacht in seiner Brust.
Und mit der Miene stolzen Trutzes
Ruft er dem Engel zu: — „halt ein!
Laß mir die Jungfrau, sie ist mein!
Nicht mehr bedürftig deines Schutzes,

Der Unſchuld Blumen längſt verblühten,
Du kommſt zu ſpät, ſie zu behüten!
Dein Arm wird ſie nicht mehr erreichen,
Sie iſt mein Opfer, trägt mein Zeichen;
Und meine Macht mit keinem theil' ich
An dieſem Ort, der nicht mehr heilig." —

Noch einmal ſah in trübem Sinn
Der Engel auf das Opfer hin,
Das ihm die dunkle Macht genommen
Des Böſen, — ſchwang ſich dann hinaus
Aus dem entweihten Gotteshaus,
Zum Himmel, von wo er gekommen.

X.

Tamara.

Wer biſt du, und was führt dich her?
Dein Anblick macht das Herz mir ſchwer!
Schickt dich der Himmel, die Hölle mir —
Wer biſt du, und was willſt du hier?

Dämon.

O Weib! der Erde ſchönſte Zier!

Tamara.

Wer biſt du? Gieb mir Antwort, ſprich!

Dämon.

Ich bin, der lange in dir lebt,
Der oft durch deine Träume ſchlich,
Deß Bild dich überall umſchwebt,
Dem du in Bangen dich entzogen,
Und in Verlangen doch gewogen.
Ich bin, der in der Unglücksnacht
Die Ruhe dir zurückgebracht,
Und, als die Ruhe dir gekommen,

Die Ruhe wieder dir genommen.
Der zu dir ſprach aus höh'ren Räumen,
Durch Schmeichelwort dein Herz gerührt,
Der dich gewiegt in ſüßen Träumen,
Dir ſchöne Bilder vorgeführt.
Von dem du immer ſcheiden wollteſt,
Und ihn doch nimmer meiden wollteſt.
Ich bin, vor deſſen bloßem Blick
Die Hoffnung ſtirbt, die Luſt verdirbt,
Und dem ein wunderſam Geſchick
Doch immer neue Opfer wirbt.
Ich bin, den alle Menſchen haſſen,
Den Jeder flieht, dem Jeder flucht —
Derweil ſie doch nicht von mir laſſen,
Mich gerne finden, ungeſucht.
Die Geißel meiner Sklaven bin ich,
Urheber jeglicher Verblendniß,
Herrſcher der Freiheit, der Erkenntniß —
Und nur auf Weh und Unheil ſinn' ich!
Nichts iſt für mich die Zeit, der Raum,
Das Erdenglück mir eitel Schaum,
Ich bin das Böſe auf der Erde,
Der Geiſt des Haſſes und des Spottes,
Der Feind des Himmels, und des Gottes,
Den ihr verehrt mit Angſtgeberde!
Der ſtolze Fürſt der Finſterniß,
Deß Blicke nur verderbend trafen:

O Gott, mein Schöpfer! du nur weißt
Wie ich gekämpft ... mir fehlt die Kraft
Zu beten — meine Leidenſchaft
Trübt meine Augen, macht mich ſtumm ...
Der böſe Geiſt will mich verderben,
O Gott im Himmel! laß mich ſterben,
Oder bezähme meine Triebe!
Sag', trügeriſcher Geiſt, warum
Wendet zu mir ſich deine Liebe?

Dämon.

Warum? du wunderbares Weſen!
Ich weiß es ſelbſt nicht; doch ich bin
Bei dir nicht mehr, der ich geweſen.
Gebrochen iſt mein ſtolzer Sinn,
Aus deinen Augen, deinen Wangen
Mir neues Leben aufgegangen,
Ein Geiſt iſt über mich gekommen,
An deſſen Macht ich nie geglaubt, —
Von meinem ſtolzen Sünderhaupt
Hat er den Dornenkranz genommen,
Zum Glücke mir gezeigt die Spur.
Den Himmel und die Hölle ſeh' ich
In deinen ſchönen Augen nur —
Mein ganzes Sein vergeht in Nichts,
Und ein zu neuem Leben geh' ich
Im Zauber deines Angeſichts!

Verſiecht iſt meine Kraft, mein Muth,
Seit du zum Sklaven mich gewannſt —
Ich liebe dich mit ganzer Glut,
Wie du mich nimmer lieben kannſt.
Es war von Anbeginn der Welt
In meine Bruſt geprägt dein Bildniß,
Hat oft die Pfade mir erhellt,
Die dunklen Pfade in der Wildniß
Der grenzenloſen Ewigkeit;
Auch oft die Seele mir betrübt
Und in Entſagung mich geübt,
Mit Sehnſucht mich erfüllt und Leid:
Weil ich nicht von ihm weichen konnte,
Und es doch nie erreichen konnte,
Bis daß es trat in Raum und Zeit.
Dein Bild hat mich verfolgt, gequält,
Und du allein haſt mir gefehlt
In meiner Himmelsſeligkeit.
Was iſt das Glück und der Genuß,
Was aller Freuden Ueberfluß,
Wenn Liebe ſie nicht theilen kann?
Wie drückt die Sehnſucht doppelt ſchwer,
Macht uns die Seele krank und leer,
Wenn Liebe ſie nicht heilen kann!
In ewig müheloſem Feiern
Wie drückt die Ewigkeit ſo bleiern
Mit ihrem grenzenloſen Heile

Auf ihres Glückes sel'gen Erben!
Man mag nicht leben — kann nicht sterben
Vor grenzenloser Langeweile . . .
Doch welch ein bittres Loos ward mein,
Als mich der Herr zu ewger Pein
Verstieß aus seinem Heiligthum,
Und mir die Hölle gab zur Wohnung!
Die Sünde brachte mir nicht Ruhm,
Und mir die Tugend nicht Belohnung . . .
Ein ewiges Verlangen fühlen,
Und in dem ewigen Genuß,
Geplagt von ewgem Ueberdruß,
Doch nimmer sein Verlangen kühlen; —
Mit Einem Blick das All umfassen,
Und in Verachtung Alles hassen; —
Alles begehrend, Alles haben,
Und doch an Nichts die Seele laben:
Die Wonne möcht' ich Jedem lassen!
Denn wo nicht Mühe und Entbehrung
Zu labendem Genießen reizt,
Und das Geschick mit der Gewährung
Der steten Wünsche niemals geizt:
Da werden alle Sinne stumpf,
Fehlt dem Genusse der Triumph
Des Kampfes, — fehlt der Brust das Hoffen,
Denn Alles liegt dem Auge offen.
Und hoffnungslos, in dem Bewußtsein

Selbſt niemals glücklich ſein zu können,
Läßt man Zerſtörung ſeine Luſt ſein,
Will Andern auch ihr Glück nicht gönnen.
Doch ach! ſolch traurigem Genuß
Folgt bald der ekle Ueberdruß.
Da war kein Spiel, mich zu verlocken,
Und ſchlechter Ruhm war zu erzielen,
Wo gar zu reichlich ſtets die Brocken
Mir von des Sünders Tiſche fielen.
Kein Stoff und Kampf ward mir auf Erden
Des Herzens wilde Glut zu kühlen ...
Kleinliche Sorgen und Beſchwerden,
Ein Elend wie es Würmer fühlen,
Und würdig dieſer Menſchenheerden,
Die ſchon genug von ihren Treibern
Verdorben ſind an Seel' und Leibern,
Daß hier nicht viel mehr zu verderben,
Kein würdig Opfer zu erwerben.
Da war kein Adlerflug zu lähmen,
Wo Alle in die Höhe krochen;
War keine Leidenſchaft zu zähmen,
Wo alle Urkraft ſchon gebrochen.
Und zu entweihen war kein Tempel,
Wo Heuchler ſchon die Herzen rührten,
Man nur den Unterſcheidungsſtempel
Sah der Verführer und Verführten! ..
Abſchreckend ſchmutzig, niedrig, kleinlich,

War Alles was ich ſah und merkte —
Der Anblick wurde mir ſo peinlich,
Daß er mich neu zum Guten ſtärkte.
Erſt ſeit mich in die ew'ge Nacht
Das Schickſal ſtieß, zu ew'gem Haſſen,
Erkannt' ich ganz des Tages Pracht,
Des ewigen, den ich verlaſſen:
Erkannt' ich das verlorne Glück.
Und qualvoll von Erinnerungen
Der alten Zeit ward ich durchdrungen,
In Reue ſehnt' ich mich zurück.
Doch keinen Rückweg konnt' ich finden,
Mich meinen Schmerzen nicht entwinden.
Der Himmel kannte mich nicht mehr,
Und glaubte nicht an meine Reue —
Und unſtät trieb es mich umher,
Ich haßte, ſündigte auf's Neue.
Bald hauſt' ich in dem tiefſten Schacht,
Bald auf zum Hochgebirge flog ich,
Ein Meteor in dunkler Nacht.
Die Wandrer in den Abgrund zog ich,
Verlockte ſie vom rechten Wege,
Ließ ſie verkommen und verderben —
Doch oft ward ſelbſt der Wunſch mir rege:
Ach, hätt' ich können mit euch ſterben!
So war ich lebensüberdrüßig,
Mein ganzes Thun erſchien mir müßig.

Verzehrt von meinem eignen Feuer
Schweift' ich auf unumgrenzter Bahn,
Durch keinen Plan, kein Ziel beſtimmt:
Wie ohne Ruder, ohne Steuer,
Ein leckes Boot im Ocean
Nicht weiß, woher, wohin es ſchwimmt . . .

Tamara.

Entſetzlich mag dein Schickſal ſein,
Doch, warum quälſt du grade mich
Mit der Erzählung deiner Pein?
Du biſt ein Sünder . . .

Dämon.

Gegen dich?

Tamara.

Man hört uns; — ſchweig!

Dämon.

Wir ſind allein!

Tamara.

Doch Gott! . .

Dämon.

Vor dem ſind wir geborgen!

Der ſtört uns nicht, hat ſonſt genug
Zu thun im Himmel und auf Erden.

Tamara.

Doch ſeine Strafe macht mir Sorgen!
Verführſt du mich durch Liſt und Trug,
Wird mir im Grab' nicht Ruhe werden.
O, höre mich, wer du auch ſeiſt,
Du fremder, wunderbarer Geiſt!
Täuſche mich nicht, ſei wahr zu mir!
Ich fühle, daß du Alles weißt;
Du weißt auch, wie begierig dir
Mein Ohr gelauſcht, da du erzählt
Was dich verfolgt hat und gequält,
Wohin die Sünde dich geführt —
Und wie zum Mitleid mich gerührt
Dein Wort, wie gern dir Troſt zu ſpenden
Mein Herz bereit, den Fluch zu enden!
Doch ich bin ſchwach in deinem Blick,
Du ſelbſt beherrſcheſt mein Geſchick.
Mein Herz liegt offenbar vor dir,
Drum täuſch' mich nicht, ſei wahr zu mir,
Behüte mich vor dem Verderben!
Was nützt es dir, ein hülflos Weſen
Wie mich, zum Opfer zu erleſen?
Um andre Opfer magſt du werben;
Drum ſchwöre mir mit heil'gem Schwur,

Nicht zu verderben meine Seele,
Zu wahren mich vor Schuld und Fehle,
Schwöre bei Gott und der Natur!

Dämon.

Ich ſchwöre — und der Himmel mag
Mich ſtrafen, wenn ich Falſches ſage!
Ich ſchwör' es bei dem erſten Tag
Der Schöpfung, und beim letzten Tage;
Ich ſchwör' es bei der Allmacht, bei
Der ewigen Gerechtigkeit,
Der Sühne aller Schlechtigkeit:
In deiner Liebe bin ich frei
Von Lüge, Trug und Heuchelei!
Ich ſchwöre bei dem ew'gen Bund
Der uns vereinen ſoll — ich ſchwör' es,
Die Hölle und der Himmel hör' es,
Und ſchließe ſtrafend meinen Mund,
So ich vor dir nicht Wahrheit ſage!
Ich ſchwör' es bei dem hellen Tage,
Ich ſchwör' es bei der finſtern Nacht,
Bei aller Sterne Glanz und Pracht,
Bei allen Sünden, allen Mängeln,
Die noch an Menſch und Erde haften;
Bei Gottes Heiligen und Engeln,
Die frei ſind aller Leidenſchaften.
Ich ſchwör's bei deinem letzten Blick,

Und deiner erſten Liebesthräne —
Bei meinem eignen Fluchgeſchick,
Das ich durch dich zu bannen wähne!
Bei deiner dunklen Lockenflut,
Dem ſüßen Hauche deines Mundes,
Bei meines Herzens Liebesglut,
Bei aller Hoffnung unſres Bundes:
Ich ſchwöre, reuig abzulaſſen
Von aller Rache, allem Haſſen,
Von aller Sünde und Gemeinheit, —
Mein ganzes Weſen umzuwandeln,
Mit dir zu leben und zu handeln
In Tugend, Gottesfurcht und Reinheit!
Sieh: mit dir beten, hoffen, lieben
Will ich — an alles Gute glauben,
Nie mehr von alter Luſt getrieben,
Der ſündigen, verderblichen,
Ihr bischen Erdenglück zu rauben
Den mühbeladnen Sterblichen.
Nur deinem Dienſt will ich mich weih'n!
Kein anderes Verlangen hegen,
Als dich zu lieben, dich zu pflegen;
Dein Wille ſoll mein Wille ſein!
Dein Herz mein einzig Heiligthum,
Du all mein Stolz und all mein Ruhm!
Ich harre deiner Liebesgabe,
Erflehe ſie als einen Segen:

Und Alles will ich, was ich habe,
Als Opfer dir zu Füßen legen!
Mein Schickſal hängt an deinem Munde —
Für deine Gunſt will ich mein Leben,
All meine Macht und Herrſchaft geben,
Die Ewigkeit für die Sekunde!
Zu ſtolz zum Heucheln iſt mein Sinn
In Allem was ich thu' und laſſe:
Tamara, glaube mir, ich bin
Groß in der Liebe wie im Haſſe!
Der freie Sohn des Aethers, werde
Ich dich bis an die Sterne tragen;
Du ſollſt als Königin der Erde
Hoch über allen Menſchen ragen!
Und theilnahmlos aus deinem Himmel
Sollſt du, in nie umwölkter Klarheit,
Hin auf das närriſche Gewimmel
Der Erde ſehn, — wo keine Wahrheit,
Kein dauernd Glück — wo Nichts beſteht,
Und alle Schönheit ſchnell vergeht.
Wo Jeder ſeiner Sinne Sklave,
Vom Drange nach Genuß geplagt —
Und Keiner doch, aus Furcht vor Strafe,
Sein Leben zu genießen wagt.
Wo Alles kleinlich und erbärmlich
Der ſchnöde Eigennutz regiert,
Die aufgeblaſ'ne Dummheit ärmlich

Sich mit des Wiſſens Lumpen ziert;
Das Gute wie das Böſe kläglich,
Und kaum die Thorheit noch erträglich!
Es wagt der Menſch nicht, Menſch zu ſein,
Und kann doch nicht zum Gotte werden —
So quält er ſich in ſteter Pein,
In Heuchelei und Angſtgeberden.
Was iſt die Liebe hier? Ein Tauſch
Der Herzen? Nein: ein flücht'ger Rauſch
Der Sinne, der in Nichts verweht,
Und mit des Blutes Drang vergeht.
Was lockt dich zu dem Erdenheile,
Und was giebt dieſem Heile Dauer?
Wer wahrt dich hier vor Langeweile,
Und wer vor Schmerzen und vor Trauer?
Und, fliehſt du dieſe Kloſtermauern,
Um neu in's Leben einzugehen:
Wer wahrt dich vor der Trennung Wehen?
Wer ſchützt dich vor der ſchnellen Flucht
Der Schönheit? Wer vor Eiferſucht?
Wohin du blickſt: hier iſt nichts Gutes,
Beſtändiges, für dich zu finden ...
Doch, klage nicht, ſei frohen Muthes:
Ich will dich dieſer Qual entwinden!
Du biſt zu ſchön für dieſe Erde —
Es jammert mich, daß ſolch ein Weib,
Daß ſolch ein blühend-junger Leib

Sobald zu Staub und Aſche werde.
Streif' ab von dir die Furcht, das Bangen,
Und all dein irdiſches Verlangen:
Ich will dich dieſer Welt entheben
Zu einem beſſern, ſchönern Leben!
Komm, ſchweife mit mir durch die Fernen,
Mit mir im reinen Aether wohne —
Komm! aus des Morgenlandes Sternen
Schmieb' ich dir eine goldne Krone,
Sie auf dein ſtrahlend Haupt zu ſetzen.
Der Thau der Blumen ſoll dich netzen.
All' meine Geiſter will ich rufen,
Sich fortan deinem Dienſt zu weih'n —
Der Lüfte Wolken ſollen Stufen
Zu deinem goldnen Throne ſein.
Dort, frei von aller Erdennoth,
Sollſt du an meiner Seite ſitzen —
Dich ſoll das junge Morgenroth
Als königlich Gewand umblitzen!
Und täglich Wunder ſollſt du ſchauen,
Denn dienſtbar ſind mir viele Geiſter,
Und hoher Kräfte bin ich Meiſter.
Ich will dir Zauberſchlöſſer bauen;
Bald hoch zum blauen Himmel fliegen
Mit dir, bald in der Luft mich wiegen,
Wo tauſend Blumen Balſam hauchen, —
Bald in des Meeres Tiefen tauchen,

Hoch über uns das Weltgetriebe.
Und ſelig ſollſt du ſein mit mir,
Tamara! Alles biet' ich dir,
Und fordre nichts als — deine Liebe!

XI.

So ſucht' er ihr in ſchönen Bildern
Das Glück, das ihrer harrt, zu ſchildern,
Enthebt ſie ſich der Erdenhaft;
Sucht ſie durch Blendwerk zu erheitern,
Und zeigt ihr nicht die jähen Klippen,
Daran im Meer der Leidenſchaft
Die ſchönen Glanzgebilde ſcheitern.
Jetzt zieht er ſie an ſeine Lippen:
Sein Kuß erſtickt auf ihrem Munde,
Dem glühenden, das letzte Beten ...
Und tiefe Nacht herrſcht in der Runde,
Und Niemand wacht mehr in der ſpäten
Verhängnißvollen Geiſterſtunde —
Kein Auge ſieht, was hier geſchieht.
Doch noch einmal, mit ganzer Kraft,
Entwindet ſie ſich ſeinen Armen,
Schreit laut um Hülfe und Erbarmen,
Ach! Keiner iſt, der Hülfe ſchafft!
Der Böſe hört nicht auf ihr Jammern,
Wie ſeine Arme ſie umklammern,
Entzündet ſich die ganze Glut

Der Leidenſchaft in Mark und Blut
Der Unglückſeligen; — ſie ſchreit
Zum Letztenmale, — ſchauerlich
In dieſem Angſtſchrei miſchte ſich
Furcht, Haß und Liebe, Luſt und Leid,
Vorwurf, Begehr und Widerſtreben —
Und hoffnungsloſe Traurigkeit
Des Abſchieds von dem jungen Leben.

XII.

Es machte in der ſpäten Stunde
Der Kloſterwächter noch die Runde,
Bedächt'gen Schritts. Und da er kam
Auf ſeinem Gange bis zur Zelle
Tamara's, und den Schrei vernahm,
Blieb er erſt furchtſam horchend ſtehn —
Dann leiſe naht' er ſich der Stelle
Woher es ſcholl: nichts war zu ſehn,
Und Nacht und Schweigen herrſchte rund.
Schon wollt' er mürriſch weitergehn,
Da plötzlich hört er's wieder tönen,
Ein Preſſen, wie von Mund an Mund,
Dazwiſchen Seufzen, Klagen, Stöhnen.
Und furchtſam lange ſtand der Greis
Wie angewurzelt auf der Stelle,
Und blickte nach der dunklen Zelle,
Dem wunderſamen Lärm zu lauſchen ...
Und wieder ward es ſtill — nur leis
Im Nachtwind rings die Bäume rauſchen,
Und ferne ſchallt des Gießbachs Welle.
Der Greis wagt nicht hineinzutreten

In die geheimnißvolle Klauſe,
Er ahnt, daß dort der Böſe hauſe.
Und fromm ſchlägt er ein Kreuz, beginnt
Zu ſeinem Heiligen zu beten,
Doch will das Wort nicht aus dem Munde.
Er zittert wie in Fieberſchauern,
Und ohne umzuſehn, geſchwind
Entweicht er ... um die Kloſtermauern
Macht er zum Letztenmal die Runde.

XIII.

Wie ſchlafend eine Peri, lag
Tamara, blendend von Geberde
Im Grabe noch, in feuchter Erde.
Ach, nimmer ſieht ſie mehr den Tag!
Die ſeidne Wimper nun auf immer
Verhüllt den wunderbaren Schimmer
Des Flammenaugs; — doch ſo voll Leben
War ſie im Tod' noch anzuſehn,
Als ob ſie nur geſchlummert habe,
Und wolle jetzt das Haupt erheben,
Um mit dem Tage aufzuſtehn.
Doch ach! umſonſt auf ihrem Grabe
Der Morgenröthe Strahlen brannten,
Umſonſt auch knieten die Verwandten
In Weh' und Trauer bei ihr nieder,
Bedeckten ihre kalten Glieder
Mit langen Küſſen, ſchmerzensheißen:
Die Schlummernde erwacht nicht wieder!
Der Tod hält feſt, was er gepflückt,
Läßt ſich kein Opfer mehr entreißen,
Dem er ſein Siegel aufgedrückt.

Wie ſchnell in Nichts zuſammenbrach
Was eben noch ſo üppig blühte,
Noch athmete und Funken ſprühte,
Noch ſo verſtändlich zum Gemüthe
Im Zauber hehren Glanzes ſprach!
Noch um Tamara's Lippen, ſieh':
Ein Ausdruck wie von Lächeln ſchwebt,
Doch traurig iſt dies Lächeln, wie
Das Grab, darin man ſie begräbt!
Wer deutet dieſes Lächelns Sinn?
Iſt es ein Zug der Macht des Teufels,
Liegt Spott auf das Geſchick darin?
Iſt es der Ausdruck ſtolzen Zweifels, —
Iſt es Verachtung dieſes Lebens?
Iſt's Wehmuth, oder Hohngeberde?
Wer weiß es! Man erforſcht vergebens,
Was unerforſchlich auf der Erde!
Und doch läßt man nicht ab, zu fragen,
Und richtet immer neu den Blick
Forſchend empor zu dem Geſchick,
Als müſſ' es endlich Antwort ſagen.
Gleichwie uns eine Inſchrift wohl,
Uralter Weisheit tief Symbol,
Zur Neugier treibt. Wir ſehn der Züge
Seltſames, räthſelhaft Gefüge:
Vielleicht enthalten ſie die Sage
Verſcholl'nen Wiſſens alter Tage,

Tiefer Gedanken verlorene Spur.
Lange bewahrte das Geſchick
Die armen Opfer der Verweſung
Vor ihrem Loos. Doch unſerm Blick,
Dem forſchenden, bleibt ihre Leſung
Geheimnißvoll wie die Natur:
Bis einſt wohl eine kund'ge Hand
Enthüllt ihr räthſelhaft Gewand
Vor unſerm Blick. Der Schleier hebt ſich,
Und was uns todt erſchien, belebt ſich,
Und redet mit geweihtem Munde
Von alter Zeit verſcholl'ner Kunde.
Aus den verwiſchten Zügen ſehen
Wir ganze Völker auferſtehen,
Die nichts zurückgelaſſen haben
Aus ihren Zeiten des Verfalles,
Als was dem Steine eingegraben,
Und dieſe Inſchrift ſagt uns Alles!

* * *

Tamara lag in ihrem Grabe
Geſchmückt mit ihrer beſten Habe,
Von Zierrath und von Glanz umgeben
So reich, wie früher nie im Leben!

Mit Blumen war ſie bunt geſchmückt,
Von ihrer Heimatflur gepflückt,
(So wollte es des Landes Brauch)
Es duftete um ihre Truhe,
Als ſollte aller Blumen Hauch
Eingehn mit ihr zur ew'gen Ruhe.

XIV.

Zum Trauerzuge ſchon verſammelt
Sind Freunde, Nachbarn und Verwandte,
Und Jeder Troſtesworte ſtammelt,
Doch ach! kein Troſt die Schmerzen bannte
Des greiſen Gubal, der ſein Haar
Ausraufte, ſeine Bruſt zerſchlug
In ſtummem Weh: auf immerdar
Iſt hin ſein Glück! — Er führt den Zug
Auf ſeinem weißgemähnten Pferd,
Das er zum letzten Mal beſteigt.
Drei Tage und drei Nächte währt
Der Ritt, bis man das Ziel erreicht.
Bei ihrer Väter Aſche haben
Sie dann Tamara's Grab gegraben.

XV.

Einer von Gudal's Ahnen war
Ein Wegelagerer, der lange
In ſeinem Sitz am Felſenhange
Der Schreck der Karawanen war,
Und Aller, die des Weges zogen.
Er kaufte all ſein Gut mit Leichen,
Denn ſicher führte er den Bogen,
Und Keiner mochte ihn erreichen
In ſeiner hohen Felſenſchlucht:
Bis er vom Himmel heimgeſucht
Durch eine Krankheit ward. Da ſchmolz
Der Schmerz des harten Sünders Stolz,
Zum Himmel flehte er in Reue,
Daß er die Sünden ihm verzeihe;
Und er gelobte, von dem Pfade
Des Böſen ſeinen Fuß zu wenden,
Zu einer Kirche zu verwenden
Sein Hab' und Gut, um Gottes Gnade!
Hoch auf granitnem Bergesſaum,
Da, wo der Fels am höchſten ſteigt
Ueber die Wolken, daß ihn kaum
Des mächt'gen Geiers Flug erreicht; —

Wo der Kasbék zum Himmel ſchaut,
Von ew'gem Schnee und Eis umbleicht:
Ward eine Kirche aufgebaut,
So ſchnell, als ſei durch Zauberſchlag
Die Mauer aus dem Fels gebrochen.
Dort ruhten, bis zum Grabestag
Tamara's, ihres Ahnherrn Knochen.
Und dieſes rauhe Felſenbette
Das jenes Räubers Aſche barg,
Umſchloß jetzt auch Tamara's Sarg,
Als ſei die letzte Zufluchtsſtätte
Hier wärmer — ferne von der Welt,
Und nah dem blauen Himmelszelt . . .

Noch war das Grablied nicht verklungen,
Da plötzlich ward die Felſenkette
Von ſchwarzen Wolken dicht umſchlungen.
Ein Schneegeſtöber wild erhebt ſich,
Heult mit dem Grablied um die Wette,
Und übertobt es — weiß begräbt ſich
Die Kirche und die Grabesſtätte
In dieſem Meer von Schnee; die Säulen
Der Kirche zittern, und der Staub
Des Grabes wird der Stürme Raub,
Die lauter als Schakale heulen,
Und Alles rings umher zerſtören.
Kein Menſchentritt iſt mehr zu hören.

Doch ſieh: jetzt ſchweigt das Stürmen wieder,
Ein Engel hebt ſein Lichtgefieder,
Schwingt aus den Wolken ſich herab,
Und läßt auf dem zerſtörten Grab
Tamara's ſich in Andacht nieder.

XVI.

Sieh: durch die blauen Räume dort
Der Engel ſchwebt zum Himmel hin,
Und trägt die Seele mit ſich fort
Der todten, ſchönen Sünderin.
Feſt hält er ſie in ſeinen Armen,
Spricht ihr vom Paradieſeshorte,
Von Gottes Liebe und Erbarmen,
Bannt ihre Furcht vor Höll' und Teufel;
Nimmt ihr durch milde Troſtesworte
Jedwedes Bangen, jeden Zweifel:

„Laß deine Klagen, holdes Kind,
Denn Gnade ſoll ich dir verkünden!
Durch deine Reuethränen ſind
Hinweggewaſchen deine Sünden!
Bei Gott iſt Liebe und Verſöhnen,
Und wer Ihn liebt, den liebt Er wieder,
Er iſt der Schwachen Hort und Retter . . .“

Ihr fernher klingt es ſchon von Tönen
Der Seligen vom Himmel nieder.

Doch, was ſteigt plötzlich durch die Luft,
Und fährt einher in Sturm und Wetter!
Schwarz hob ſich's aus der Felſenkluft
Hervor mit ziſchendem Getöſe;
Es blitzt und raucht: — das iſt der Böſe!
Voll Majeſtät in ſeinem Grimme
Iſt er, ſein Wort iſt Donnerſtimme,
Wie er zum Engel ruft:

„Halt ein!
Laß mir die Seele, ſie iſt mein!"

Tamara hört das Schreckenswort;
Bang blickt die ſchöne Sünderin
In Fleh'n auf ihren Engel hin:
Sei du mein Retter, du mein Hort!

O Himmel! wie entſetzlich trifft
Sie jetzt des Dämon böſer Blick —
So iſt er niemals ihr erſchienen!
Aus ſeinem Mund haucht tödtlich Gift,
Sein ganzer Haß, ſein Fluchgeſchick,
All ſeiner Wildheit Majeſtät
Iſt ausgeprägt in ſeinen Mienen.
Und feuchte Grabeskälte weht
Weit um die Nachtgeſtalt des Teufels ...

Der Engel wehrt ihn ab und ſpricht:

„Verſchwinde, finſtrer Geiſt des Zweifels,
Tamara iſt dein Opfer nicht!
Gott macht ſie frei von deiner Macht,
Und macht ſie frei von Weh und Klage,
Denn Liebe ſoll nicht untergehn!
Die Sonne auch erliegt der Nacht;
Doch nur, um wieder aufzuſteh'n
In Herrlichkeit am jungen Tage!
Tamara's Herz iſt nicht verdorben,
Der Sünde iſt ſie nicht geſtorben,
Sie hat ein beſſ'res Theil erworben!
Vorbei iſt all ihr Leid und Grämen,
Umſonſt dein Trug und deine Liſt:
Der Himmel will ſie zu ſich nehmen,
Die lange ſchon des Himmels iſt.
Zum Lichte ging ſie durch die Nacht.
Ob ſie auch einen Augenblick
Geſtrauchelt durch dein Fluchgeſchick:
Sie iſt des Himmels Kind nicht minder,
Und iſt aus beſſerm Stoff gemacht
Als tugendkalte Menſchenkinder,
Die unzugänglich der Verführung,
Weil unzugänglich jeder Rührung.
Die Zeit der Prüfung iſt vorbei:
Mit ihrem irdiſchen Gewande

Sind abgeſtreift der Sünde Bande,
Und deiner Herrſchaft iſt ſie frei!
Sie ward verſucht und hat geſtritten,
Sie hat geliebt und hat gelitten —
Ihr Leiden ſühnt was ſie geſündigt,
Und Gott hat Gnade ihr verkündigt,
Will nicht, daß ſie verdorben werde,
Der er ein liebend Herz verlieh —
Er ſchuf ſie nicht für dieſe Erde,
Und dieſe Erde nicht für ſie!“

Sprach's, ſah den Dämon zürnend an,
Schwang ſeine goldnen Flügel dann
Mit der erlöſten Sünderin
Hochauf, zum blauen Himmel hin.

Und, von des Engels Zorn getroffen,
Der Dämon fluchte dem Geſchick,
Das ihn auf einen Augenblick
Neu lieben, glauben ließ und hoffen.
In Sturm und Wetter fuhr er nieder
Zu ſeinem alten Aufenthalte,
Und ward der alte Sünder wieder,
Der liebeleere, zweifelkalte.

Epilog.

Auf der granit'nen Felſenwand
Ueber dem Thal von Kaitaour,
Sieht man noch jetzt die Trümmerſpur
Wo einſt das Schloß von Gudal ſtand.
Noch jetzt im Mund des Volks die Sage
Von ſchauerlichen Mären geht.
Als Zeuge jener Wundertage
Einſam in dieſen öden Räumen
Geſpenſterhaft ein Denkmal ſteht,
Umhüllt von immergrünen Bäumen.
Doch der Aoul, der unten ſtand,
Iſt wie begraben in dem Land.
Die Erde grünt und blüht darüber..
Und von verworrnen Stimmen hallt es,
Von Karawanenglöckchen ſchallt es,
Und Roß und Reiter ziehn hinüber.

Hell durch den Nebel ſchäumt und blinkt
Der Gießbach, der zu Thale ſpringt.

Und die jungfräuliche Natur
Lebt hier ein ew'ges Frühlingsleben,
Läßt ſchatt'ge Bäume ſich erheben,
Streut Blumen auf die grüne Flur.

Todt nur in dem belebten Kreiſe
Das Schloßgemäuer ſich erhebt;
Gleich einem alten, armen Greiſe,
Der alle Seinen überlebt,
Selbſt lebensmüd, in Leid und Trauern.

Nur bei dem nächt'gen Mondenglanze
Erwacht es in den öden Mauern;
Dann halten Geiſter ihr Gelage,
Und ſchwingen ſich in wildem Tanze,
Und feiern bis zum jungen Tage ...

Eidechſen ſpielen auf dem Dache.
Die graue Spinne webt ſich feſt
In dem verwitterten Gemache.
Den dunklen Mauerſpalt verläßt,
Vorſichtig gleitend, eine Schlange,
Kriecht bis zum morſchen Pfortengange —
Erſt ringelt ſie ſich ſpielend ein,
Dann ſtreckt ſie ſich auf dem Geſtein,
Und glänzt wie eine Degenklinge
Mit ihrer Haut voll bunter Ringe.

Verwiſcht iſt durch die Hand der Zeit
Des Schloſſes alte Herrlichkeit,
Der Ruhm, der Glanz aus jenen Tagen.
Es blüht und duftet in der Runde,
Doch wüſt und öde liegt der Ort.
Nur in des Volkes alten Sagen,
Die fortgeerbt von Mund zu Munde,
Lebt die Erinnerung noch fort
An Gudal's einſt berühmten Namen
Und an ſein holdes Töchterlein . . .

Jahrhunderte ſeitdem ſchon kamen
Und gingen — doch im Sonnenſchein
Sieht man noch bis zu unſern Tagen
Hoch von dem ſteilen Felſenhange
Durch Wolken her die Kirche ragen,
Darin Tamara's Aſche ruht.
Gott ſelbſt nahm ſie in ſeine Huth,
Und wahrte ſie vom Untergange.
Granitne Felſen ſtehn davor,
Wie Wächter an des Tempels Thor.
Die Häupter blitzen ſchneeig weiß,
Und Panzer tragen ſie von Eis.

Rings ſchimmert Eis in mächt'gen Stücken,
Die, abgebröckelt von dem hohen,
Dem ewigweißen Bergesrücken,

Wie feſtgefrorne Wellen hängen,
Die maſſenhaft einander drängen,
Und jäh herabzuſtürzen drohen.

Der Sturm umheult der Kirche Mauern,
Als wollt' er um Tamara trauern.
Das Schneegeſtöber flockt herab,
Streut weiße Blumen auf ihr Grab.

Sonſt einſam jetzt im Schneegewande
Die Kirche ſteht am Bergesrande,
Von keines Menſchen Fuß betreten ...
Nur Wolken, die die Mär' vernommen
Von dieſem Wundertempel, kommen
Gezogen aus dem Morgenlande,
Um hier zu ruhn und anzubeten.

Auf ſeinen Felſenſchultern hält
Der mächtige Kasbék den Sarg,
Darin man, fern von aller Welt,
Der jungen Nonne Leiche barg.
Und ihren ew'gen Frieden bricht
Der ew'ge Streit der Menſchen nicht!

Ein Märchen für Kinder.

I.

Das Epos und erzählende Gedicht
Will nicht mehr zieh'n im heutigen Jahrhundert.
Ganz liegt die Schuld an den Poeten nicht,
(Wird auch von mir nicht jeder Vers bewundert)
Das Publikum thut auch nicht seine Pflicht!
Wer Recht, wer Unrecht hat? Ich bin kein Richter,
Ich lese schon seit lange keine Dichter;
Nicht etwa, weil mir Poesie mißfällt,
Doch heutzutage heißt es: Zeit ist Geld!
Und kluge Menschen brauchen Zeit und Kräfte
(Ihr wißt es selbst!) zu nützlichem Geschäfte.

II.

Les' ich auch keine Verse, wie gesagt —
Doch selbst zu dichten ist mir oft Bedürfniß,
Weil Reim und Versbau mich sehr wenig plagt.
Nie komm' ich mit der Sprache in Zerwürfniß,
Reim' ich auch noch so klangvoll und gewagt!
Drum will ich heut' ein Märchen euch erzählen.
Zwar hab' ich Gründe Manches zu verhehlen
Darin: doch dafür kommt ein Stück Moral am Schluß!
Und, trotz des Märchens zauberdunklem Wesen,
Kann jedes Kind, was ich erzähle, lesen.

III.

Mein Held iſt ein euch ſchon bekannter Geiſt,
Denn keinen Anſpruch mach' ich auf Erfindung,
Ob man auch Neues ungebürlich preiſt;
Und ſtrebe nicht nach künſtlicher Verbindung,
Nur ſorg' ich, daß der Faden mir nicht reißt.
Mir gilt es gleich, woher mein Stoff mag ſtammen,
Doch ſchmied' ich ihn an eignen Geiſtesflammen,
Daß er, zu ſchönem Bildniß ausgeprägt,
Der Wahrheit und des Bildners Zeugniß trägt.
Schafft dieſes Bild dann wirkliches Behagen,
Mag die Kritik getroſt nach Fehlern jagen!

IV.

Wer auf Patente der Erfindung reimt,
Nicht, weil es ihn von Innen drängt zu dichten —
Und ängſtlich Bild und Wort zuſammenleimt,
Blos um nach Kritikaſtern ſich zu richten:
In dem hat nie die Poeſie gekeimt.
Doch dies iſt eine immer neue Mode:
Der Dichter lebt erſt recht nach ſeinem Tode —
Derweil der Schulfuchs nur ſo lange lebt,
Als er ſich ſelbſt im Leben überhebt
Mit ſeiner unfruchtbaren Weisheit Schimmer.
Schließt er ſein Auge, iſt er todt auf immer.

V.

Der Held des Lieds iſt, wie geſagt, bekannt,
Und jetzt ſoll gleich das Lied auch ſelber kommen:
Ein Kindermärchen hab' ich es benannt,
Denn nur das Fromme kann mir jetzt noch frommen,
Weil die Cenſur ſo ſcharf in meinem Land,
Daß man dem Dämon, den ich jüngſt gedichtet,
Mit Stift und Scheere ſo arg zugerichtet,
Daß von des Geiſts dämoniſcher Natur
In dem „Zum Druck Erlaubten" keine Spur —
Beſchnitten ward mein Held, als hätt' er Ohren
So lang, wie die beſchneidenden Cenſoren!

VI.

Jetzt folgt mir in ein dämmernd Schlafgemach,
Mit roſ'gem Fenſtervorhang dicht umkleidet,
Daß kaum das Auge, wie es ſpähen mag,
Die bunten Teppichmuſter unterſcheidet.
Mit Mühe nur bleibt hier das Auge wach,
So ſchläfernd warm iſt's bei dem Dämmerſchimmer,
So jungfräulicher Duft haucht durch das Zimmer.
Sieh, dort von Spitzenkiſſen weich umſchmiegt,
Ein hübſches, aber ſtrenges Köpfchen liegt,
Ein Händchen auch, ein weißer Nacken zeigt ſich, —
Ueber die Schlafende ein Teufel neigt ſich.

VII.

Ob es der große Teufel ſelber war,
Ob einer von den kleinen Teufelsleuten,
Wie man ſie heimlich braucht, und häufig gar
In Haus- und Herzensangelegenheiten, —
Ich weiß es nicht. Wenn dieſe luft'ge Schaar
Doch immer irdiſche Gewande trüge,
Daß man das Horn erkennte, und die Züge —
Doch ſo ein Teufel ohne Haut und Haar,
Des Leibs, der Füße, des Geſichtes baar,
Ein bloßer Geiſt von Bosheit — o, wie gräßlich!
(Doch, insgemein malt man die Teufel häßlich!)

VIII.

Auch iſt, der Hohn ſo aller Tugend heut,
Und aller Zucht, ſehr häßlich ohne Zweifel —
Doch läugn' ich's nicht: in meiner Jugendzeit
Macht' ich mir ein ganz andres Bild vom Teufel.
Ich dacht' ihn mir voll ſtolzer Herrlichkeit,
Ein majeſtätiſch, wunderſchönes Bildniß,
Und doch zugleich der Ausdruck aller Wildniß.
Wohl manches Jahr verlockend vor mir ſtand
Dies Bild, bis ich dem Zauber mich entwand —
Wie ſo viel' andre meiner Jugendträume
Verſcheucht' ich ihn — durch Verſe und durch Reime!

IX.

Denn beſſ're Wehr als dieſe giebt es nicht!
Ein Spottvers fällt dem Feinde auf die Nerven,
Daß ſich die Feindſchaft ſteigert oder bricht.
Wollt ihr mit einem Freund euch überwerfen,
Werft ihm geſalzne Verſe ins Geſicht ...
Doch dieſe Abſchweifung paßt nicht zur Sache,
Wir ließen unſern Geiſt im Schlafgemache;
Der Unſchuld Schlaf erregte nicht ſein Blut,
Weil er als Geiſt keins hat — doch ſeine Glut
Verkündet ſich in phraſenſüßer Rede —
Des Teufels würdig war der Phraſen jede.

X.

„Du weißt nicht, wer ich bin; doch lange ſchon
Leſ' ich in deiner Seele, ſchweb' ich um dich
Unſichtbar; meiner Geiſterſtimme Ton
Umſäuſelt lang wie liebliches Geſumm dich.
Du biſt dem ſüßen Eindruck nicht entflohn.
Doch nicht zu ſehn brauchſt du mich, nicht zu kennen,
Du würdeſt dich in Bangen von mir trennen
Wenn du mich liebend, wie ich bin, gewahrt:
Denn meine Liebe iſt ganz eigner Art —
Voll Glut — doch in Geduld die Glut bezähm' ich
Und keinen Kuß von deinen Lippen nehm' ich.

XI.

Doch ſchlummerſt du, von Nacht umgeben, hier,
Pocht heiß dein Herz in jungfräulicher Regung:
So ſchweb' ich unter, über, neben dir —
Und unbewußt des Urquells der Bewegung,
Liebkoſeſt, unterhältſt du dich mit mir.
Durch ſchöne Bilder nehm' ich dich gefangen,
Durch ſüße Worte weck' ich dein Verlangen.
Ich weiß es, ird'ſcher Engel — meinem Blick
Iſt nichts geheim: mir ward von dem Geſchick
Das Wiſſen und die Ewigkeit zur Strafe;
Doch dafür bin ich keines Raumes Sklave!

XII.

Vor wenig Jahren kam ich ſpät zur Nacht
Ueber die Hauptſtadt dieſes Reichs geflogen.
Am Himmel ſchon, durch ſeine Flammenpracht
Die Nacht verſcheuchend, kam der Tag gezogen.
Noch weit umher kein menſchlich Auge wacht!
Doch ſeltſam klang es aus den todten Räumen,
Ein Stöhnen, wie aus ſünd'gen Menſchenträumen.
Und ferne ſchon im Glanz der Morgenglut
Erſchimmerte der Newa breite Flut;
Und langſam gleitend, ſchwere Schiffe zogen
Hinab zum Meere mit des Stromes Wogen.

XIII.

Wie dunkle Schatten liefen ſchauerlich
Die Säulen der Paläſte und der Dome
Am Ufer hin; die Stufen wuſchen ſich,
Die aus Granit gehauenen, im Strome.
Und rings lag Alles ſtill und feierlich,
Ausruhend von dem täglichen Gewimmel.
In ſeinen Sternen lächelte der Himmel,
Als wär' er für die Thorheit blind und taub,
Und könnt' es, auf den ſtolzen Erdenſtaub
Herabzuſehn, ihm wirklich Freude machen —
Ich ſah das, und — fing ſelber an zu lachen.

XIV.

Ich ließ dem Auge ſeinen Späherlauf,
Und aus Palaſt, Baſar, Gerichtshof, Tempel,
Die Geiſter alle ſtiegen vor mir auf —
Doch Alles trug verbrecheriſchen Stempel!
Beſtechlichkeit, Betrug ſaß obenauf;
Seltſam wirft ſeine Looſe das Verhängniß:
Die Wahrheit, Tugend, ſchmachtet im Gefängniß,
Hier zu dem Schrei der Noth aus tiefſter Bruſt
Miſcht ſich der Jubel wilder Sinnenluſt;
Das Laſter und die Faulheit ſchwelgen, feiern,
Auf Fleiß und Arbeit liegt die Sorge bleiern.

XV.

Doch, an der Newa ſtand ein altes Haus,
Drin Ernſt und heil'ge Ruhe ausgedrückt war.
Alt angeſtammte Würde ſprach ſich aus
In Allem, womit reich das Haus geſchmückt war.
Das Wappenſchild wies auf ein Fürſtenhaus,
Von Marmorſäulen ward es ſtolz getragen,
Gußeiſerne Balkone ſah man ragen
Vor Fenſterthüren; in den Niſchen ſtand
Manch Marmorbild, geformt von Meiſterhand.
Vorhänge wahrten, reichgezierte, dicke,
Die hohen Fenſter vor der Neugier Blicke.

XVI.

Wohl aus der alten, der Bojarenzeit
Noch dieſe hohen Prunkgemächer melden,
Da hier gehauſt in Pracht und Herrlichkeit
Verſcholl'ner Thaten ritterliche Helden!
Muſik erklang aus dem Palaſte weit,
Der Fenſter Glanz ſchwamm auf des Stromes Rücken,
Fürſtinnen mit gepuderten Perrücken
Und rothem Abſatz ſchwebten durch den Saal;
Ein Füßchen gab das Zeichen oft zum Mahl,
Und Stern- und Edelſtein-geſchmückte Greiſe
Beſpöttelten die fremde Modeweiſe.

XVII.

Zeit iſt hin, und mit ihr das Geſchlecht —
)em Jahrhundert wechſelten die Leute.
ebensfroh die Alten einſt, gezecht,
s in den Sälen wüſt und öde heute.
ittert iſt das Schnitzwerk und Geflecht,
die beſtaubten Bilder in den Sälen
von der Ahnen Tracht und Pracht erzählen.
ſah das Haus wie todt auf's Waſſer hin.
wohnt ein dürrer, ſtolzer Greis darin,
ıoch aus alter Zeit herüberragte,
)b der Neuzeit trauerte und klagte.

XVIII.

Dürr von Geſtalt, klein wie ein Zwerg war er,
Und barſch und ſtreng mit allen Hausgenoſſen;
Er aß um Zwei, dann brummte er umher
Bis ſich zum Schlafe ſeine Augen ſchloſſen.
Und, floh der Schlaf ihn, las er im Voltaire,
Auch macht' er ſelbſt oft auf die Neuzeit Gloſſen,
Denn immer war er mürriſch und verdroſſen.
Er hatte eine Tochter, aber nie —
Außer beim Mittagstiſche — ſah er ſie;
Doch immer war die Gouvernante mit ihr,
Und paßte ſcharf auf Haltung, Schritt und Tritt ihr.

XIX.

Das vierzehnjähr'ge Kind, das freudenlos
Spiel, friſche Luft und Sonnenſchein nicht kannte,
Ward, wie im Treibhaus eine Blume, groß
In Furcht des Vaters und der Gouvernante.
Vom Antlitz bleichten nach und nach ſich los
Die einſt ſo ſchönen, lebensfriſchen Farben;
Die Augen auch vor lauter Fleiß verdarben.
Doch, war ſie einen Augenblick allein,
So ließ ſie ihre Bücher Bücher ſein
Und ſetzte ſich ans Fenſter, mit den Augen
Ein Stückchen Erd' und Himmel einzuſaugen.

XX.

Im großen Saal war ihr befohl'ner Gang,
Doch immer ſchien ihr's hier ſo bang und ſchaurig —
Bei jedem Schritt ein lautes Echo klang,
Sonſt wie ein Friedhof lag es ſtill und traurig,
Daß ſie nur ſelten ihre Furcht bezwang.
In allen Spiegeln rings ſo lang erſchienen
Die Bilder, mit ſo todeskalten Mienen —
Und öfters gar kam es ihr deutlich vor
Als träfe geiſterhaft Geräuſch ihr Ohr.
Bald ſchallt es, kratzt es, dann entſchwebt es leiſe,
(Das waren Ahnen-Schatten oder — Mäuſe!)

XXI.

Sie ſo zu ſehen war mir eine Luſt,
Wie ſie vor eigner Schritte Schall erſchreckte —
Hoch ſchwoll die Furcht die feine Knospenbruſt,
Derweil die Wange glühend ſich bedeckte,
Und ſie — vielleicht ſich ſelber unbewußt —
In lauten Worten ſagte was ſie fühlte,
Was ihr im jungfräulichen Herzen wühlte.
Ach, welcher Wunder, welcher Freuden Schatz
Hat in ſolch kleinem Mädchenherzen Platz!
Mocht' es mir ſelbſt auch oft zum Lachen ſcheinen:
Ich konnte mich nicht trennen von der Kleinen.

XXII.

Dies Blüthenherz, dies kindliche Geſicht,
Erſchien mir ſo verlockend, ſo voll Neuheit:
In meinem dunklen Herzen ward es licht,
Ich war verliebt — ſie nahm mir meine Freiheit.
Doch malte ſelbſt ein Raphael auch nicht
Solch lieblich Bild wie Nina, ſo voll Leben!
Ihr Wuchs war Anmuth und ihr Gang war Schweben.
Tief war ihr Auge wie das blaue Meer,
Gram, Hoffnung, Lebensluſt ſchien daraus her —
Doch zauberhaft ein Schleier noch verhüllte
Was Lieblichſtes das junge Herz erfüllte ...

XXIII.

Ein Herz ſchlug in der Bruſt der jungen Maid,
Von denen, die früh reifen durch Erfahrung.
Das Gute wie das Böſe, Luſt und Leid
Fand im Gemüthe Ninas reiche Nahrung.
Nie kam ihr Herz mit dem Verſtand in Streit,
Da nie ein Vorwurf quälend ſie berührte,
Denn blos der Zufall war es, der ſie führte.
Sie war von denen, welchen nichts gereut,
Und nichts im Leben eine Lehre beut —
Ich ſuchte lange ſolch ein Herz zur Minne,
Denn ich war von demſelben leichten Sinne.

XXIV.

Oft träumte ſie von unbekanntem Glück,
Ging aufgeregt im Saale auf und nieder,
Rief alle Luſt der alten Zeit zurück,
Schuf ſich den todten Raum voll Leben wieder.
Und Sporen klirrten, hell erſcholl Muſik,
Und ſieh: ihr war's, als führte ſie zum Tanze
Ein Kavalier in reichem Ordensglanze —
Sie fliegt mit ihm im Walzer durch den Saal,
Hell ſchimmert's rings von tauſend Lichter Strahl —
Doch plötzlich ganz erſchöpft ſind ihre Glieder,
In einen Lehnſtuhl ſinkt ſie ſeufzend nieder.

XXV.

Da ſaß ſie, und ihr Tänzer kniet vor ihr,
Die mit dem Fuß die Erde kaum berührte —
Und ſie erlaubte, daß der Kavalier
Verfängliche Geſpräche mit ihr führte,
Sie horchte ſeinen Worten mit Begier —
So ſanft, ſo freundlich kam er ihr entgegen,
Doch plötzlich ward er unzart und verwegen . . .
Doch ſieh: ein ſtrenger Blick entwaffnet ihn,
Der eben noch ſo übermüthig ſchien.
Stolz freut ſie des Triumphes ſich; ihr däucht es
Mit Herrn gefahrlos umzugehn ein Leichtes.

XXVI.

In Ahnung ſo und träumeriſchem Hang
Kam früh ihr ganzes Weſen zur Entfaltung;
Oft vor dem Spiegel ſtand ſie ſtundenlang
Und prüfte ſorgſam Miene, Gang und Haltung.
Und wie zum Ballputz Band und Blumen ſchlang
Sie in ihr Haar. Ich ließ ſie ganz gewähren,
Verſuchte nicht, ſie künſtlich aufzuklären;
Die klug für ſich ſchon, was ich wollte, that,
Bedurfte ganz und gar nicht meinen Rath.
So wuchs ſie auf, in Träumerei'n verloren,
Zur Lieblingsgröße der Roman-Autoren.

XXVII.

Das war ein Feſtgeburtstag: ſiebzehn Jahr!
Jetzt ſollte, was ſie nur im Traume kannte,
In Wirklichkeit ihr werden offenbar.
Ihr Vater ſchickte nach der alten Tante,
Sein Kind war für die Welt jetzt reif ... es war
Familienrath bei ihm zum erſten Balle ...
Ob ich in dieſem Anzug wohl gefalle?
Ob wohl der Hof zum Balle kommt? Ob nicht
Zu kindiſch und verlegen mein Geſicht? —
So quälte ſie ſich vorher halb zu Tode;
Doch war ihr Kleid ganz nach der neu'ſten Mode.

XXVIII.

Der langerſehnte Abend kam herbei,
Sie war in Fiebern ſchon am frühen Morgen;
Erſt brach ihr gold'nes Bracelet entzwei,
Dann riß ein Handſchuh ihr — vor lauter Sorgen!
Der ſchweren Sorgen war ſie noch nicht frei
Als vorgefahren ſchon zum Ball der Wagen.
Sie ſtieg hinein mit Zittern und mit Zagen,
Und als ſie ausſtieg, trat ſie ſich auf's Kleid,
Und ſtolperte; — ganz in Verlegenheit
Schritt ſie jetzt in des Balles Glanzgeſtrahle —
Nicht lange unbemerkt blieb ſie im Saale.

XXIX.

Man ſah hier nur die „auserleſ'ne Welt",
(Ich hab' ihn nicht erfunden, dieſen Namen,
Obſchon er ſicher tiefen Sinn enthält.)
Im Tanze drehten Herren ſich und Damen,
Mehr äußerlich als innerlich erhellt.
Im Innern dunkel war's, wohin ich ſchaute,
Daß ſelbſt vor dieſer Dunkelheit mir graute!
Ich kannte meine beſten Freunde nicht,
So heuchleriſch verſtellt war ihr Geſicht:
Und, ob ich noch ſo ſcharfen Ohres lauſchte:
Sinnloſer Schall mir nur entgegenrauſchte." . . .

(Die hier fehlenden zehn Strophen sind auch nicht im handschriftlichen Nachlasse des Dichters zu finden.).

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Soweit der Teufel, — und der Dichter spricht:
Es war nicht meine Wahl, hier schon zu enden,
Man wahrt vor gröſs'rer Länge mein Gedicht
Von oben her mit väterlichen Händen.
Nur ungern thu' ich auf den Schluß Verzicht,
Wo man mir Alles blindlings auf Einmal streicht,
Und mit dem Rest auch leider die Moral streicht:
Denn die Censur beschränkt stets mein Talent,
Wenn sich's entwickeln will, auf ein Fragment.
Und im Gehorsam bin ich exemplarisch:
Drum bleibt auch dieses Märchen fragmentarisch.

Valerik.

Ein Schlachtgemälde.

Nicht oft kann ich zum Schreiben kommen
An euch — bald hier, bald dort gebricht's;
Und, was kann euch mein Schreiben frommen,
Was hab' ich euch zu ſagen? Nichts!
Ob ich mich eurer noch erinn're?
Gott weiß es, der mir ſieht ins Inn're!
Ihr wißt es ſelbſt recht gut, doch euch
Gilt es natürlich ziemlich gleich.
Und ſoll ich, was ich bin, euch ſagen,
Wohin das Schickſal mich verſchlagen,
Und wo es meinen Lauf gehemmt?
Was ſchert es euch, aus welcher Wildniß
Euch jetzt entgegentritt mein Bildniß:
Wir ſind uns doch einander fremd!

Ich leb' in der Vergangenheit,
Und bei der alten Blätter Leſen
Prüf' ich, ob Alles ſo geweſen,
Denn zweifeln lehrte mich die Zeit.
Der leichte Sinn iſt mir geraubt.
Ich haſſe alles Heucheln, Lügen,
Und find' es albern, daß man glaubt

An Dinge, die längſt nicht mehr ſind,
Und albern: vor ſich ſelber blind
Durch's eigne Herz ſich zu betrügen.
Glaubt man das Gegentheil euch gerne:
Die Liebe ſchwindet mit der Ferne.
Und Freundſchaft iſt ganz andrer Art
(Bei uns, im heutigen Jahrhundert)
Als ſie ſich ſonſt wohl offenbart,
Und man ſie jetzt auch noch bewundert
In Stammbuchblättern und Gedichten,
Die über meinem Horizonte.
Doch dürft ihr euch danach nicht richten,
Mit Einem Maß nicht Alles meſſen,
Ich hab' euch wirklich nicht vergeſſen,
Weil — ich euch nicht vergeſſen konnte!
Weil ich an meinem Lebensmorgen
Euch liebte, liebte lange Zeit,
Und dann durch Leiden, Gram und Sorgen
Gebüßt für meine Seligkeit.
In unfruchtbarer Reue trug ich
Dann Jahre lang des Lebens Noth,
Durch unfruchtbares Grübeln ſchlug ich
Des Lebens letzte Blüthen todt.
In Argwohn meinen Mann erſt maß ich
Wenn Einer kam ſich mir zu nah'n,
Und jeden ſchönen Jugendwahn,
Und alles Jugendglück vergaß ich,

Die Liebe und die Poeſie:
Doch euch, bei Gott! vergaß ich nie.
Und ob ich euch vergeſſen ſollte,
Und ob ich euch vergeſſen wollte:
Ich wäre der Erinn'rung Sklave!
Wohl ohne Murren, ohne Zagen
Hab' ich gelernt mein Kreuz zu tragen,
Doch ſo wie ſo iſt's mir zur Strafe.
In Gleichmuth trag' ich ſchon ſeit Jahren
Mein Loos, wie Türken und Tataren.
Ob mich das Schickſal haßt, ob liebt:
Ich nehm' es ganz wie es ſich giebt;
Danke für Böſes wie für Gutes
Dem Himmel, immer gleichen Muthes.
Und ob ich Unglück viel gekannt,
Ich habe nie um Glück gebeten!
Vielleicht, daß ich im Morgenland,
Wohin das Schickſal mich verbannt,
Ein Stückchen von der Weisheit fand
Und von dem Glauben des Propheten . . .

Doch, wer wird meine Trägheit ſchelten,
Wo ich, bei ſchwerem Dienſt im Kriege,
Meiſt unter freiem Himmel liege,
Und, wenn es hoch kommt, unter Zelten.
Geplagt vom Morgen bis zum Abend,
An Nichts in Ruh die Seele labend,

Da kommt im Geiſte Nichts zur Reife!
Unſtät wie ein Nomade ſchweife
Ich hier durch's Land. Mir iſt im Leben
Kein ſichrer Anhaltspunkt gegeben.
Bald ſtreck' ich meine müden Glieder
Im hohen Steppengraſe nieder;
Bald unter ſchatt'gen Ahornbäumen,
Umſchwankt von Ranken wilder Reben,
Lieg' ich in trägen, bunten Träumen.

Vor mir dehnt ſich das weiße Lager
Unüberſehbar in die Weite.
Kopfhängend ſtehen mir zur Seite
Koſakenpferde, klein und mager.
Heiß brennt die Sonne ſchon aus Oſten.
Paarweiſe ſtehen fern die Poſten
Und ziehen eine weite Kette
Rings um das weiße Kriegsgezelt.
Hier ſind Geſchütze aufgeſtellt;
Die müden Krieger ſchlafen unten,
Wie ſchläfrig glimmen ſelbſt die Lunten.

Doch mir zur Linken in dem Zelt
Laut unterhalten ſich die Leute
Von Thaten der Vergangenheit.
Sie ſprechen von Jermoloff's Zeit —
Da gab es Ruhm und reiche Beute.

Wie ſie zur Tſchetſchnja mit ihm zogen,
Mit ihm Awarien durchflogen,
Gefürchtet war Jermoloff's Schaar ...

Vor mir am Quell ſitzt ein Tatar,
(Ein friedlicher aus unſern Reih'n),
Kocht einen Brei nach heim'ſcher Weiſe,
Noch Andre ruhen dort im Kreiſe
Und laſſen ſich's behaglich ſein. —
Gern ſeh' ich dieſe wilden Söhne
Der Berge, — ihre gelbe Haut,
Das Auge, das ſo finſter ſchaut,
Und doch ſo liſtig und gewitzt.
Der Kleidung kriegeriſche Schöne,
Die Aermel oben aufgeſchlitzt —
Gern hör' ich ihre Gurgeltöne.

Horch! ferne knallt es, Kugeln ziſchen,
Ein wildes Rufen ſchallt dazwiſchen! ..
Jetzt ſchweigt es wieder — doch die Zeit
Zum Aufbruch naht — macht euch bereit!
Im Lager rings herrſcht bunte Regung,
Die Reiter tränken ihre Pferde;
Das Fußvolk ſetzt ſich in Bewegung;
Die Räder der Kanonen knarren
Und wühlen Furchen in die Erde.
Hier putzt, dort hämmert, dreht und ſchraubt man,

Da wirft man das Gepäck auf Karren.
„Iſt ihr Gepäck beſorgt, Herr Hauptmann?“

„Die Wagen vorgezogen!“ — Gleich! —
„Pawel! wo iſt mein Feuerzeug?“
„Verfluchten Kerle! vorwärts, marſch!“
„Wo iſt die zweite Rotte?“ Barſch
Und laut ſo rufen hundert Stimmen.
Und Pferde wiehern, Lunten glimmen,
Voran mit ſeiner Suite ſprengt
Der General — „Rechtsum geſchwenkt!“
Die Trommel ſchallt, Muſik fällt ein,
Und durcheinander unter Schrei'n
Koſaken fliegen über's Feld
Wie Bienenſchwärme; weithin gellt
Der Ruf zum Halten. Ferne ſchon
Sieht man zwei feindliche Standarten.
Es kann der flinke Steppenſohn
Den Ruf zum Angriff kaum erwarten.
Auf grauem, weißgeflecktem Pferde,
Kommt ein Muride [2] angeſprengt,
Von ſtolzer Haltung und Geberde.
Ein weißer Turban deckt ſein Haupt,
Am rothen Waffenrocke hängt
Die bunte Schaſchka — und es ſchnaubt
Sein Renner, wiehert laut und bäumt,
Und ſeine Nüſter dampft und ſchäumt.

Wo unter den Koſaken iſt
Ein Waghals, der mit ihm ſich mißt?

Sieh: der Grebéniſchen Koſaken
Sprengt einer vor jetzt aus dem Troß!
Er ſtreichelt ſeines Pferdes Nacken,
Bereitet jagend ſein Geſchoß;
Die Beiden nahen ſich zum Kampf:
Zwei Schüſſe fallen ... leichter Dampf ...
Verwundet iſt der Bergkoſak —
Auf, Kameraden, hinterher!

„Laßt nur, die Wunde iſt nicht ſchwer!"

Auch ſieht man ſchon den Feind nicht mehr,
's war nur ein kleiner Schabernak
Den der Muride uns geſpielt,
Deß Auge immer ſicher zielt.

Die Feinde ſuchen oft und gerne
Mit den Koſaken ſolchen Strauß;
Es ſieht ergötzlich aus von ferne,
Doch kommt nicht viel dabei heraus.
Der Abend wurde kühl und heiter,
Man plänkerte noch einzeln weiter,
Und jagte, zielte um die Wette,
Doch kam es nicht zu einer Schlacht.

Uns ſtört' es nicht in unſrer Ruh.
Wir ſah'n dem kecken Treiben zu
Wie einem tragiſchen Ballette —
Und Alles wurde ſtill zur Nacht.

Doch einſt ein Schauſpiel ſeltner Art
Lebt' ich, wie ihr es nie gewahrt!

Tief an des Hochgebirges Rand
Durch einen dunkeln Waldesraum
Führt' uns der Marſch. Die Sonne ſtand
Am Himmel ſchon im Mittagsbrand.
Wir athmeten vor Hitze kaum.
Ein heißer Kampf war uns verſprochen.
Sich in der Tſchetſchnja einend, waren
Dem Aufruf folgend, ſtarke Schaaren
Zum Sommerfeldzug aufgebrochen.

Theilweiſe war der Wald gelichtet,
Zu Lagerplätzen ausgehauen,
Wachtfeuer ſah man ringsum funkeln.
Vom feuchten Holz der Dampf verdichtet
Sich hier zu Ringeln, lichten, blauen —
Und dort zu Wolken, großen, dunkeln.
Unheimlich ſchallt es durch den Wald
Von wilden Stimmen. Horch: da knallt
Es plötzlich — kaum bleibt uns noch Zeit

Für das Gepäck. Schon tobt der Streit;
Ein kurzgebrochnes Knattern, Praſſeln.

„Kanonen nach dem Hintertrupp!“
Ruft's laut durch's Holz; — die Büſche raſſeln:
Dort bringt man einen ganzen Schub
Verwundeter: „den Arzt herbei!“
Sie ſchrei'n nach Hülfe und Verband.

Doch hinten, von des Berges Rand
Schrillt jetzt ein anderes Geſchrei,
Taucht manche pelzverbrämte Mütze,
Und mancher weiße Turban auf:
Tſcherkeſſen drängen an im Lauf,
Und werfen ſich auf die Geſchütze.
Die Nachhut iſt im Nu durchbrochen,
Denn die Tſcherkeſſen nahn von hinten.
Ein Kugelregen ihrer Flinten
Bricht ihnen Bahn. Man ſchlägt ſich wacker,
Der Waldplatz wird zum Leichenacker
Wo mancher ſtarke Held ſich bettet.
Bald ſammeln ſich die Unſern wieder,
Auf's Neue bilden ſich die Glieder,
Und die Geſchütze ſind gerettet . . .

Beim Vordertrupp iſt Alles ſtill.
Hier zwiſchen Sträuchen floß ein Bach.

Uns ſtört' es nicht in unſrer Ruh.
Wir ſah'n dem kecken Treiben zu
Wie einem tragiſchen Ballette —
Und Alles wurde ſtill zur Nacht.

Doch einſt ein Schauſpiel ſeltner Art
Lebt' ich, wie ihr es nie gewahrt!

Tief an des Hochgebirges Rand
Durch einen dunkeln Waldesraum
Führt' uns der Marſch. Die Sonne ſtand
Am Himmel ſchon im Mittagsbrand.
Wir athmeten vor Hitze kaum.
Ein heißer Kampf war uns verſprochen.
Sich in der Tſchetſchnja einend, waren
Dem Aufruf folgend, ſtarke Schaaren
Zum Sommerfeldzug aufgebrochen.

Theilweiſe war der Wald gelichtet,
Zu Lagerplätzen ausgehauen,
Wachtfeuer ſah man ringsum funkeln.
Vom feuchten Holz der Dampf verdichtet
Sich hier zu Ringeln, lichten, blauen —
Und dort zu Wolken, großen, dunkeln.
Unheimlich ſchallt es durch den Wald
Von wilden Stimmen. Horch: da knallt
Es plötzlich — kaum bleibt uns noch Zeit

Wir gingen ſeinem Laufe nach —
Horch: plötzlich ſeitwärts pfeift es ſchrill ...
Wir ließen in der Richtung ſchnell
Granaten werfen ... wieder legt ſich's ...
Doch jetzt zur Rechten laut bewegt ſich's:
Dort ſind Baumſtämme aufgeſchichtet
Als Bollwerk ... Flinten blitzen hell,
Die Flinten ſind auf uns gerichtet.
Rings raſchelt's durch das hohe Gras —
Wir ſind umſtellt auf allen Wegen ...
Es ſchweigt ... ein banges Schweigen, das!
Das manches Herz in lautern Schlägen
Erbeben macht, dem Kampf entgegen.
Auf einmal aus dem Hinterhalt
Ein tauſendfältig Feuern knallt.
Furchtbar durchbricht es unſre Glieder,
Reißt ganze Reihen von uns nieder —
Doch unſre Leute ſind gewohnt
Solch Schauſpiel, und wer noch verſchont
Greift zum Gewehr — wir ſchießen wieder —
Die Offiziere gehn voran
Und machen ihren Leuten Muth —
Von beiden Seiten jetzt begann
Der Kampf mit der Verzweiflung Wuth.
Es dröhnt der Wald von den Geſchützen.
Wo ſich die Balkenwände thürmen
Den Feind im Hinterhalt zu ſchützen,

Beginnen wir mit Macht zu ſtürmen —
Hurrah und drauf! Dort blitzen Degen,
Mit Bajonetten wir dagegen ...
Hu! welch ein Stechen, Stöhnen, Kreiſchen!
Die Menſchen werden wilde Thiere,
Die Bruſt an Bruſt ſich wild zerfleiſchen,
Nach Blute lechzend wie Vamphre.
Zwei ſchwere Stunden ſo verſtreichen —
Im Raſen dampft's von Menſchenköpfen,
Das Bächlein war gedämmt von Leichen;
Ich wollte Waſſer daraus ſchöpfen,
Doch nicht mehr trinkbar war die Flut,
Ganz warm das Waſſer, roth wie Blut ...

Dort, wo die lange Balkenwand
Durchbrochen, hart am Bergesrand
Im Schatten einer Eiche ſtand
Ein kleiner Kreis. Und auf der Erde
Kniet ein Soldat, rauh von Geberde,
Doch thränenfeucht iſt ſein Geſicht.
Der Ausdruck bittern Schmerzes bricht
Gewaltſam durch. Ganz ſtaubbedeckt,
Liegt auf dem Mantel ausgeſtreckt
Sein Hauptmann — liegt in Todesqual!
Der Rücken lehnt ſich an die Eiche,
Entſtellt iſt das Geſicht, das bleiche:
Zwei Kugeln trafen auf einmal

Die hohe Bruſt; den ſchwarzen Wunden
Enttröpfelt langſam dickes Blut.
Vergebens wird er noch verbunden!
Sein Auge flammt in letzter Glut,
Irrt unſtät wild im Kreis umher.
Jetzt ſpricht er noch — es wird ihm ſchwer!

„Helft, Kameraden! tragt mich fort,
Fort ins Gebirg — halt! ſaht ihr nicht
Den General?“

Noch manches Wort,
Doch ſchwächer ſtets, der Arme ſprach,
Bis ihn der Tod zuſammenbrach ...

Von Thränen brannte das Geſicht
Der greiſen Krieger, die ringsum
Auf ihren Flinten lehnten. Stumm
Erwieſen ſie die letzte Ehre
Dem todten Hauptmann: ſeine Leiche
Ward in den Mantel eingeſchlagen;
Sie legten ihn auf die Gewehre,
Vorſichtig dann durch die Geſträuche
Ward er zur letzten Ruh getragen ...

Der Schlachtſturm hatte ausgeſtürmt.
Nun wurden, die im Kampfe ſtarben,

Zerſchoſſen und zerhau'n verdarben:
Zu Leichenhaufen aufgethürmt.
O Menſch, der Gottheit Ebenbild,
Wie ſchrecklich zeigt der Krieg dein Bild!
Es quoll das Blut noch purpurfarben
Zwiſchen den Steinen und dem Gras —
Nur langſam in die Erde kroch es,
Stark von der Ausdünſtung ſchon roch es.

Im Wald, auf einer Trommel ſaß
Der General, Befehle gebend,
Und Feldbotſchaft entgegennehmend.
Wie Nebel lag, langſam verſchwebend
Der Pulverdampf, den Wald verbrämend.

In ſtolzer Ruhe ſich erhebend
Ragt das Gebirg im Sonnenblitze,
Und über alle Berge hoch
Steigt des Kasbék Demantenſpitze ...

Doch Wehmuth meine Bruſt durchzog,
Dacht' ich: Elende Menſchenſöhne!
Was wollt ihr doch! In ew'ger Schöne
Lacht über euch das Himmelszelt,
Platz iſt für Alle in der Welt
Und glücklich könnt ihr ſein hienieden —
Ihr aber brecht den Gottesfrieden,

In Haß und Zwietracht geht ihr um,
Sprecht Hohn den göttlichen Geſetzen,
Und laßt euch aufeinander hetzen
Und ſchlagt einander todt — warum?

Ein Schlag auf meine Schulter brach
Mein Grübeln; ſpähend flog mein Blick
Zur Seite: Golub*) ſtand vor mir,
Ein aſiat'ſcher Freund. Ich ſprach:
Wie nennt man dieſe Stätte hier?
Er gab zur Antwort:

„Walerik,
Das iſt verdolmetſcht: Todesbach,
Der Name ſtammt aus alten Tagen."

Wie hoch ſchlägſt du die Zahl wohl an
Der Feinde, die ſich heut geſchlagen? —

„An ſiebentauſend wird Nichts fehlen!"

Und wieviel — fragt' ich weiter dann —
Sind wohl geblieben im Gefechte? —

„Das weiß ich nicht; die müßt ihr zählen!"

*) Ein Eigenname.

Doch ſicher — fiel ein Dritter ein —
Wird dem tſchetſchéniſchen Geſchlechte
Der blut'ge Tag zur Lehre ſein,
Daß es an unſre Obmacht glaubt!

Der Krieger ſchüttelte ſein Haupt,
Und ſprach mit ſchlauem Blicke: Nein! . . .

* * *

Doch glaub' ich, es iſt Zeit zu ſchließen!
Der Schlachtenlärm, das Blutvergießen,
Des Krieges wilde Bilder taugen
Nicht für ſo zartgewöhnte Augen
Wie eure ſind, und leicht verdrießen
Mag euch mein Brief. Ihr quält euch nicht
Mit Grübeleien von dem Tode —
Aus eurem jungen Angeſicht
Spricht keine Sorge und Beſchwerde,
Ihr amüſirt euch nach der Mode,
Habt nahe wohl noch nie geſehn
Was ſterben heißt auf dieſer Erde,
(Gott geb', es möge nie geſchehn!)
Man quält ſich ſo auch ſchon genug
In Selbſtvergeſſenheit, — iſt's klug
So, oder ſo, wie ſoll man's machen:
Sich in den ew'gen Schlaf verſenken

Mit dem Gedanken an's Erwachen,
Oder nie an die Zukunft denken?

Doch jetzt lebt wohl! Es soll mich freu'n,
Wenn dieſe kleine Mordgeſchichte
Sich mit zufriedenem Geſichte
Zu Ende lieſt. Doch, ſollt' es ſein
Ich fände vor euch keine Gnade,
Mein Freskobild wär euch zu wild,
Weil es ſo grell gemalt auf Kalk,
Und nicht ſo niedlich wie ein Bild
Auf eurer Seife und Pomade, —
Denkt immerhin: er iſt ein Schalk,
Doch iſt es um den Menſchen ſchade!

Die Rentmeisterin.

I.

E...w iſt eine Stadt, die ehmals
Beim Zar in ſchlechtem Anſehn ſtand,
Doch iſt ſie jetzt ſo treu, wie jemals
Die allertreu'ſte Stadt im Land. —
Drei Straßen, grade wie Kaſernen
Hat ſie, und Pflaſter und Laternen.
Wirthshäuſer auch ſind zwei darin,
Genannt nach Moskau und Berlin.
Vier Schilderhäuſer noch erwähnen
Muß ich, als eine Zier der Stadt —
Des Ortes Polizeiwacht hat
Hier Zeit zum Schnarchen und zum Gähnen.
Die Stadt iſt hübſch, und in der Huth
Der Polizei iſt ſie auch gut.

II.

Doch ach! es herrſcht hier Langeweile
Noch mehr als an der Newa Strand;
Die Klatſchſucht ſchießt mit gift'gem Pfeile,
Die Dummheit klatſcht mit dicker Hand;
Der Affe ſpielt den Eleganten;
Selbſt von ſteifleinenen Pedanten
Iſt Ueberfluß — und vor Klavier
Und Singſang ſchützt kein Mittel hier.
Und Damen — wahre Blumenſtengel
Von Tugend — giebt's ein ganzes Schock
Dianen hier im Unterrock.
Sie ſelbſt ſind ohne Fehl' und Mängel,
Denn ſcharf von Zunge und Geſicht
Gehn ſie mit Andern ins Gericht.

III.

Ein Wort hat wie ein Blitz entzündet
Die Stadt, daß man ſie kaum noch kennt:
Die frohe Nachricht iſt verkündet
Daß ein Ulanenregiment
Zum Winter kommt. Gott ſei uns gnädig!
Der Oberſt iſt gewiß noch ledig,
Und der Brigadegeneral
Giebt ſicher Bälle ohne Zahl!
Die ſteifſte Mutter wird beweglich,
Gott! welche Ausſicht für ihr Kind!...
Und nur die dummen Männer ſind
Vor Geiz und Sorgen unerträglich —
Dem Neid, der Eiferſucht ein Dorn
Im Aug' iſt Uniform und Sporn.

IV.

Einſtmals, es war am frühen Morgen,
Kaum flammte auf der junge Tag,
In ihren Betten noch verborgen
Die Welt der „höh'ren Kreiſe“ lag;
Der goldne Knauf der Kathedrale
Erſchimmerte im Morgenſtrahle:
Ward es in T... w's Straßen laut,
Und wie das Auge abwärts ſchaut:
Den Oberſt mit den Adjutanten
Voran, ziehn die Ulanen ein,
Zu ſechs und ſechs, in langen Reihn.
Ganz ſchläfrig ſahn die Muſikanten
Auf ihren Pferden aus — doch ſchön
Klang ihres Reitermarſchs Getön.

V.

Und bei dem Wiehern, der Bewegung,
Dem Roßhufſchall und dem Geklirr,
Schlägt manches Herz in laut'rer Regung,
Und manches Mädchenaug' blickt wirr.
Vom Lager ſpringt der Fuß, der flinke,
„Gott, wie du ſchläfrig biſt, Kathinke!
Pantoffeln her und Morgenrock!
Iwan! der Kerl liegt wie ein Block —
Schnell, öffne doch die Fenſterläden!"
Ganz angelaufen iſt das Glas,
Hier fehlt noch dies, da fehlt noch das,
Ein Lärmen, Durcheinanderreden . .
Doch endlich klar das Auge ſieht
Den Zug, wie er vorüberzieht.

VI.

Welch Anblick! „Sieh nur, Katherine,
Den da!“ — Wen, den Major? — „Ach nein,
Den rechts da mit der ſtolzen Miene,
Er ſcheint nur ein Kornet zu ſein,
Doch, wie er herrlich ſitzt zu Pferde,
Er grüßt ſo freundlich von Geberde
Herauf — den hab' ich ſchon geſehn
Im Traume neulich!“ Lange ſtehn
Die Mädchen, ſehen in Gedanken
Mit manchem lauten O! und Ach!
Dem langen Reiterzuge nach.
Im Wind die Federbüſche ſchwanken.
Es laufen unter Lärm und Schrein
Barfüß'ge Buben hinterdrein.

VII.

Dem Wirthshaus beigenannt „Moskowskoi“,
Wo der Ulanen Hauptquartier,
Wohnt gegenüber Herr Bobkowsky,
Rentmeiſter der Regierung hier.
Er thut im alten Haus ſich gütlich,
Das nicht geſchmackvoll, doch gemüthlich
Erbaut: auf einem Säulenpaar
Ruht ein Balkon wie ein Altar.
Vier rund beſchnitt'ne Birkenbäume
Stehn vorne; auf dem morſchen Dach
Wächſt Moos; doch jedes Fenſterfach
Zeugt von der Pracht der innern Räume,
Rouleaux, Gardinen reich und dick,
Begegnen hier der Neugier Blick.

VIII.

Unheimlich ſah mit großer Glatze
Und falſchem Blick der Hausherr aus;
Doch, Dank dem öffentlichen Schatze:
Nie fehlt' es ihm an Geld im Haus.
Das Rechnen war ihm ſehr geläufig,
Er ſpielte gern und ſpielte häufig
In Karten, wo der alte Mann
Bei hohem Einſatz meiſt gewann.
Und kam es vor daß er zuweilen
Auch eine Kleinigkeit verlor,
So ſchrieb er ſich das hinter's Ohr,
Und ſuchte den Verluſt zu heilen
Durch Kaffengelder; gern ertränkt'
Er auch im Wein was ihn gekränkt.

IX.

Die Arbeit ſcheute wie Gefahr er,
Doch ſeinen Rath hielt Jeder hoch.
Der Schrecken aller Mütter war er,
Und ihrer Söhnlein Pädagog.
Durch welſche Hühner, Eier, Butter,
Von mancher zartbeſorgten Mutter
Ward er als Pädagog geehrt,
Und ſeines Vorraths Schatz vermehrt.
Der Arzt, Kreishauptmann und der Richter
Beſuchten ihn zu Tiſch und Spiel —
Bei Tiſche ſpaßte er ſo viel
Und ſchnitt ſo komiſche Geſichter,
Daß ſeine junge Frau für ihn
Erröthend ſich zu ſchämen ſchien.

X.

Vergeſſen hätt' ich faſt, zu melden,
Daß ihm auch eine Frau beſchert;
Und dieſe Hälfte unſres Helden
War wirklich allen Preiſes werth.
Er ſchätzte ſie auch hoch im Preiſe
Und ehrte ſie auf ſeine Weiſe;
Nicht, daß er für ſie aus Paris
Kleider und Hüte kommen ließ!
Doch ſucht' er ſie zu unterrichten
Zu ſeufzen, äugeln mit Geſchick,
Um weg vom Kartentiſch den Blick
Der Spielenden auf ſie zu richten.
So ſicher zog der ſchlaue Greis
Stets ſeinen Vortheil aus dem Kreis.

XI.

Und wirklich lockend von Geberde
Asdotja Nikolawna war!
Ihr Fuß berührte kaum die Erde,
So leicht ging sie. Der Busen gar!
So hoch, so voll, und weiß wie Zucker,
Ein Zauberanblick selbst für Mucker!
Durch ihre feine Lilienhaut
Sichtbarlich jede Ader blaut' — *
Sie schien zur Leidenschaft geboren;
Der Zauber ihres Augenlichts:
Ein Türkis war dagegen Nichts,
Und wer sie sah, der war verloren.
Es flammt' aus ihrem Angesicht
Ein lebend Stückchen Himmelslicht.

XII.

Dies feine Näschen, dieſe Lippen:
Ein aufgerolltes Roſenblatt —
Und dieſe Zähne: Perlenklippen
Wo man das Scheitern gerne hat.
Ein wenig ſchnarrte ſie mit Feinheit,
Sprach nie das R in ganzer Reinheit,
Ein Fehler der bei ihr nicht ſtört:
Ach, gar zu gerne Jeder hört
Die glockenreinen, ſüßen Töne!
Doch: wie kommt ſie zu dieſem Mann?
Wie der nur ſolch ein Weib gewann?
Nicht ganz wie ſie, doch auch voll Schöne,
Aſdotja's jüng're Schweſter war —
Ein ſelten lieblich Schweſterpaar!

XIII.

Die Schweſter — wie es in Romanen
Stets mehr als Eine Heldin giebt —
Hat ſich in einen der Ulanen
Mit ganzer Leidenſchaft verliebt.
Pflichtſchuldig weiht ſie ohne Säumniß
Aſdotja ein in ihr Geheimniß . . .
Ich weiß nicht, ob ihr je belauſcht
Wenn ſolch ein Pärchen Worte tauſcht
Wie ſie von dieſen Lippen glitten?
Der Zufall ließ mich Horcher ſein
Wie ſie, die ſich geglaubt allein,
Verhandelten von unſern Sitten . . .
Ich war erſtaunt, ich war empört,
Doch ſag' ich nicht was ich gehört!

XIV.

Es ſchien, des Städtchens ſtrenge Tugend
(Wovon vorhin die Rede war)
Kam bei der jungfräulichen Jugend
Jetzt leicht und öfter in Gefahr.
Doch hier iſt nicht der Ort, darüber
Schon jetzt zu ſprechen ... Gegenüber
Afdotja's Fenſter, im Quartier
Lag ein Ulanenoffizier.
Rittmeiſter war er, doch im Gange
So jugendlich wie ein Kornet.
Dem edlen Antlitz gar zu nett
Der Schnurrbart ſteht, der ſchwarze, lange,
So kühn blitzt ſeines Auges Strahl,
Er war ein wahres Ideal!

XV.

Sein Erbtheil väterlichen Geldes
Schwand ihm ſchon als Kornet dahin;
Seitdem, den Vögeln gleich des Feldes,
Lebt er von gottergebnem Sinn.
Er legt ſich ſchlafen ohne Sorgen
Wo er zu eſſen findet morgen.
Er ſchweift im weiten Ruſſenland
Umher, bald als Kourier geſandt,
Bald auch um Pferde aufzukaufen;
Auf jahrelangem Urlaub bald,
Mit Abenteuern mannigfalt.
Und — glaubt man ihm — iſt er im Raufen,
Sei's in der Feldſchlacht, im Duell,
Ein ganz verwegener Geſell.

XVI.

Immer mit großem Glücke ſpielt' er,
Doch muß ich euch erzählen, wie:
Was er gewonnen, das behielt er,
Was er verlor, bezahlt er nie . . .
Er ſcherzt und witzelt im Gefechte,
Und iſt ſo tapfer, daß die Rechte
Nicht weiß, was ſeine Linke thut.
Grauſam vergießt er Ströme Blut,
Faßt ſeine Feinde gleich beim Schopfe
Und lacht dabei. Einſt in der Glut
Des Kampfs ſchoß er voll Uebermuth
Selbſt einem Freunde nach dem Kopfe.
Doch auch zu Zeiten weich und lind
Iſt unſer Wüthrich wie ein Kind.

XVII.

Nie ſah man ihn verwirrt, verlegen:
In Allem ſicher was er that
War er, ging nie auf fremden Wegen,
Und bahnte ſelber ſeinen Pfad.
Er kniete, ſeufzte nicht bei Damen,
Ging, ohne Phraſen auszukramen,
Gerades Weges los auf's Ziel,
Wenn Eine ihm nach Wunſch gefiel.
Ein Ausbund aller loſen Geiſter,
Für Unglück und Gefahren blind,
Und glücklich drum, wie Wen'ge ſind:
So war mein Freund, der Stabsrittmeiſter
Garin, als ich im Dienſt noch war
Mit ihm — das ſind jetzt wohl fünf Jahr . . .

XVIII.

Bald durch die Wirthin zu erfahren
Wußt' er von Allem in der Stadt:
Wo heirathsluſt'ge Mädchen waren,
Wieviel Vermögen Jede hat.
Sie wußte ihm von Klatſchgeſchichten
Und von Intriguen zu berichten;
Frewerber wurden ihm genannt,
Freiwerberinnen auch bekannt.
Doch, was die Wirthin auch erzählte:
Am meiſten rührte ſeinen Sinn
Das Bild der jungen Nachbarin.
„Wie die nur ſolchen Glatzkopf wählte!
Iſt dieſer alte Sünder werth,
Daß ihm ein ſolches Weib beſchert!"

XIX.

Er ſetzt an's Fenſter ſich, bekleidet
Mit ſeinem ſeidnen Archeluk,
Dampft, während er das Auge weidet,
Aus ſeinem türkiſchen Tſchibuk.
Das Käppchen auf den ſchwarzen Haaren
Mit goldnem Quaſte, ward vor Jahren
Von einer Maid im Moldauland
Für ihn geſtickt mit ſchöner Hand ...
Am Fenſter, wie ich ſagte, ſaß er,
Spähte mit aufmerkſamem Sinn
Nach ſeiner ſchönen Nachbarin,
Und Alles über ſie vergaß er,
So ſchön erſchien ihm ihr Geſicht ...
Horch! öffnet ſich das Fenſter nicht?

XX.

Noch ſchwieg des Tages Lärm und Treiben,
Und in den Straßen lag's wie todt.
Es ſpiegelt an den Fenſterſcheiben
Sich glüh das junge Morgenroth.
Doch die Rentmeiſterin, was mag ſie
Wohl haben, daß ſo früh am Tag ſie
Sich ſchon vom Lager aufgemacht?
Floh ſie der Schlummer in der Nacht? ...
Die Linke ſtützt den Kopf; die Rechte
Hält einen Strumpf; ſie ſeufzte ſchwer,
Doch kam das nicht vom Strumpfe her!
Es kommt beim weiblichen Geſchlechte
Wohl vor, daß man ein Strickzeug ſchwenkt,
Und doch an ganz was And're denkt.

XXI.

Erſt hoch zum blauen Himmel ſchweifen
Aſdotja's Blicke, langſam dann
Herab bis auf die Erde ſtreifen.
Dort gegenüber ſitzt ein Mann,
Doch nicht in Uniform gekleidet,
Der ſich an ihrem Anblick weidet,
Sie prüfend muſtert wie zum Spott —
O, welch ein Hohn, gerechter Gott!
Die Uniform ſchnell angezogen,
Rittmeiſter! auf zum Angriff — ach!
Es ſchließt ſich ſchon das Fenſterfach,
Das ſchöne Bildniß iſt verflogen! . . .
Er nimmt es nicht ſo ſchwer — er lacht
Und denkt: der Anfang iſt gemacht!

XXII.

Zwei Tage war ſie nicht zu ſehen —
Schmollt ſie vielleicht noch innerlich?
Er hat Geduld, er läßt ſie gehen.
Am dritten Tage zeigt ſie ſich,
Blickt auf zum Himmel, läßt ſich wieder
Mit ihrem Strumpf am Fenſter nieder —
Und wie geſchmückt erſcheint ſie heut!
Er iſt darüber ſehr erfreut,
Und meint er habe Grund zu hoffen.
Doch zieht er ſchnell ſich an, geht aus,
Kommt erſt den nächſten Tag nach Haus —
Sie iſt darüber ſehr betroffen.
Jetzt zeigt er — fällt es ihm auch ſchwer —
Sich ihr drei Tage gar nicht mehr.

XXIII.

Es ging mit dieſes Paars Geſchicke
Wie es gewöhnlich pflegt zu gehn:
Ob ſtumm auch, lernten ſie durch Blicke
Einander deutlich bald verſtehn.
O Liebesſprache, wunderbare
Dolmetſcherin der Jugendjahre!
Wohl ohne dich zu kennen giebt
Es keinen Menſchen der geliebt.
Wen haſt du nicht durch deine Zeichen
Im Leben — wenn auch Einmal nur —
Geleitet zu des Glückes Spur:
Wen ließeſt du nicht ſchon entweichen
Dem Neid, der Mißgunſt, der Gefahr,
Wenn keine andre Hülfe war!

XXIV.

Zwei Wochen ſind noch kaum entſchwunden,
Und Garin weiß ſchon ganz genau
Die Eſſenszeit, die Schlafesſtunden
Und wann ſpazieren geht die Frau.
Geht ſie zur Kirche um zu beten,
Verfehlt er nicht mit einzutreten.
So trüb und kalt blickt ſein Geſicht
Beſchienen von dem Kerzenlicht —
Doch, iſt ſein Blick in ſie verſunken:
Erſcheint er umgewandelt ganz,
Strahlen in wunderbarem Glanz
Die Augen, ſprühen zündend Funken.
Bald folgt er ihr, bald weicht er aus,
Kurzum: man wird nicht klug daraus!

XXV.

Doch ſoviel fühlt ſie klar: er liebt ſie,
Sein Schickſal liegt in ihrer Hand.
Soll ſie ihn wieder lieben — giebt ſie
Ein Zeichen ihm, ein Unterpfand?
Will ſie die Flamme in ihm ſchüren?
Genügt es ihr ihn blos zu rühren?
Er iſt — das ſieht ſie ihm gleich an —
Ein ehrlicher und lieber Mann,
Dem es kein bloßer Zeitvertreib iſt
Zu folgen ihr auf Tritt und Schritt,
Denn wo ſie geht, da geht er mit.
Er weiß, daß ſie des Alten Weib iſt,
Daß er bei ihr nichts hoffen kann:
Und doch liebt ſie der gute Mann!

XXVI.

Die Zeit verging. Ihn will's gemahnen
Als ſei zur Löſung Zeit, — er ſpricht:
„Es ſeufzt der Held ſtumm in Romanen,
Doch ein Romanheld bin ich nicht!“
Nicht lange ſeufzt Herr Garin ſchweigend;
Früh Morgens einſt, ſich tief verneigend,
Bringt ein Lakai ihm einen Brief
Der ihn ins Haus der Schönen rief.
„Mein Herr empfiehlt ſich Euer Gnaden
Und hat, da er der Zeit beraubt
Selbſt vorzukommen, ſich erlaubt
Durch dieſen Brief Sie einzuladen
Zu Tiſch und Tanz — man ſpeiſt um drei.“
— Ich komme! — ſprach er zum Lakai.

XXVII.

Und pünktlich kam der Held zum Feſte.
Es war ihr Wiegenfeſt, und viel
Sind eingeladen Standesgäſte
Vom Militair und vom Civil.
Ließ der Brigadegeneral auch
Lang auf ſich warten, gähnt beim Mahl auch
Und ſchläft zuletzt trotz Spiel und Tanz:
's war doch ein Feſt voll Prunk und Glanz!
Prachtvolle Vaſen, Rieſentorten,
Für Damen Naſchwerk allerlei,
Die ſchönſten Blumen auch dabei;
Und für die Herrn die feinſten Sorten
Koſtbarer Weine im Büffett —
Kurz: Alles reichlich, gut und nett.

XXVIII.

Der Hausherr führt die Generalin
Zu Tiſch — die Andern hinterdrein,
Nur daß Gemahl ſtets von Gemahlin
Getrennt, ſonſt geht's in bunten Reihn.
Trompeten ſchmettern vom Balkone,
Es klappern, klirren zu dem Tone
Die Teller, Meſſer, Gabeln auch ...
Ich lobe mir den alten Brauch:
Muſik bei Tiſch und Luſt im Herzen,
Und gute Weine im Pokal;
Da kann man unbemerkt einmal
Mit einer ſchmucken Dame ſcherzen.
Doch heute wird der Brauch belacht
Der Alten, die es ſo gemacht.

XXIX.

Die alte Sitte der Bojaren
Iſt mit der alten Zeit entflohn —
Nur bei Ulanen und Huſaren
Schallt noch der Feldtrompete Ton
Bei jedem fröhlichen Gelage . . .
Ach, gern gedenk' ich jener Tage,
Wo ich in Freundeskreiſen ſaß
Und jubelte und trank und aß
Bei ſchmetterndem Trompetenklange!
Daß es die Sonne Wunder nahm
Wenn früh ſie uns zu wecken kam
Wohl bei der Wacht am Bergeshange,
Und fand uns noch auf feuchtem Gras
Mit Sang und Klang bei vollem Glas!

XXX.

Der ſchönen Wirthin ſaß zur Linken
Freund Garin, kräuſelt mit der Hand
Den Schnurrbart — ſeine Augen blinken
Nach ihren Augen unverwandt.
Und plötzlich — Gott weiß wie es zuging! —
Als ob ein Stich durch ihren Schuh ging
War ihr's — ſie bückte ſich nach vorn:
Es war des Herrn Rittmeiſters Sporn ...
Wie ungeſchickt! Mit Angſtgeberde
Zieht er die dummen Füße fort
Und ſtammelt manch entſchuld'gend Wort.
Sie blickt verlegen auf die Erde —
Als ein galanter Offizier
Viel ſchöne Dinge ſagt er ihr.

XXXI.

Jemehr bei ihm des Herzens Bande
Sich löſen — hält ſie ſich zurück,
Wie ein unſchuldig Kind vom Lande
Spricht ſie von reiner Freundſchaft Glück.
O Weiber, wer kann nacherzählen
Wie ihr verſteht die Kunſt zu quälen!
Die Unſchuld auch vom Lande kann
Die Kunſt — trifft ſie den rechten Mann.
Doch nur bei ſchnabelſtumpfen Schwänen,
Bei Männern, die nicht kalt noch warm,
Ergeht ihr euch ſo ohne Harm:
Wer Zähne hat, beißt mit den Zähnen.
Ein Weib, ſchön, lebhaft, achtzehn Jahr:
Die Freundſchaft kennt man auf ein Haar!

XXXII.

Bemerkt hab' ich in dieſen Jahren
Wie manche Tugend aus der Stadt
Jetzt Hang zu lauter wunderbaren
Und myſtiſchen Geſchichten hat.
Behüt' euch Gott vor ſolchen Frauen!
Es überkommt mich ſchon ein Grauen
Wenn ich nur denke, daß ein Weib,
Umſchling' ich glühend ihren Leib,
Plötzlich beginnt zu demonſtriren,
Daß zwei mal drei noch mehr als ſechs —
Daß dieſe Erde blos ein Klecks
Des Himmels, um uns zu beſchmieren,
Und daß, wer unnütz in der Zeit,
Sich nützlich macht in Ewigkeit.

XXXIII.

Den Ball will ich euch nicht beſchreiben,
Iſt er auch der Beſchreibung werth.
Wir wollen beim Ulanen bleiben
Und bei dem Glück das ihm beſchert.
Aſdotja war noch nicht ſehr myſtiſch —
Derweil die Alten ſich am Whiſttiſch
Ergötzten, brach ſich der Ulan
Im Herzen ſeiner Schönen Bahn.
Er drehte ſich mit ihr im Tanze,
(Die nicht von ſeiner Seite weicht:
Es tanzt ſich mit ihm gar zu leicht!)
Sonnt ſich in ihrer Augen Glanze,
Und macht als kluger Offizier
In ihrem Herzen bald Quartier.

XXXIV.

Von der Muſik, dem Sporenklirren
Und Tanzen dröhnt das ganze Haus.
Die Nacht hindurch ſo bei dem wirren
Gelage ging's in Saus und Braus.
Am andern Tag — es war kaum Achte,
Als ſie ſich auf vom Lager machte —
Bei ihrer ew'gen Stickerei
Saß ſie am Fenſter, ſeufzt dabei ...
Der Mann iſt früh ſchon ausgegangen
An ſeine Arbeit — und ſie ſann
Ich weiß nicht was — da klopft es an —
Sie ruft den Diener — Sporen klangen —
Der Diener kam nicht, doch dafür
Ein andrer Gaſt tritt ein zur Thür.

XXXV.

Ihr habt natürlich ohne Mühe
Errathen wer der frühe Gaſt.
Ein Herrnbeſuch ſo in der Frühe —
Ich weiß nicht, ob ſich das recht paßt!
Garin war früher ſo gedulbig ...
Doch ſie natürlich iſt nicht ſchuldig:
Er trat ja — was kann ſie dafür? —
Unangemeldet ein zur Thür.
Aſdotja iſt auch ganz verlegen
Und weiß nicht was ſie dazu ſagt,
Daß er ſo mir nichts, dir nichts wagt
Hereinzukommen! Ihr entgegen
Tritt er, voll Schwermuth im Geſicht
Dreht er den Schnurrbart, ſeufzt und ſpricht:

XXXVI.

„Ihr zürnend Auge giebt mir Kunde
Ich kam zu ungeleg'ner Zeit —
Ach, wüßten Sie, wie eine Stunde
Der Liebe wächſt zur Ewigkeit!
Nicht löſchen kann ich meine Flammen,
Magſt Du verzeihen, magſt verdammen:
Ich ſtelle mich in Deine Huth,
Ich liebe Dich mit ganzer Glut!
Zu Deinen Füßen ſink' ich nieder.
Im Zauber Deines Angeſichts
Seh' ich nichts weiter, fürchte nichts —
Ich liebe Dich, o lieb' mich wieder!
O ſprich, gieb mir ein Liebespfand;
Sonſt tödt' ich mich mit eigner Hand!“

XXXVII.

Sein Auge blickt ſo trüb' und dunkel,
Gebrochen ſcheint all ſeine Kraft —
Dann ſtrahlt es wieder im Gefunkel
Und Feuer wilder Leidenſchaft.
Sie aber ſteht, von Furcht betroffen,
Bleich wie der Tod. Er wagt zu hoffen
Aus ihrer Mienen wirrem Spiel
Daß er jetzt nahe ſeinem Ziel —
Doch ach! ſein letzter Hoffnungsſchimmer
Flieht, wie mit zornigem Geſicht
Sie auffährt und entrüſtet ſpricht:
„Verwegner, fort aus meinem Zimmer!
Fort, laſſen Sie mich hier allein,
Sonſt werd' ich laut nach Hülfe ſchrein!“

XXXVIII.

Er ſieht ſie an: da iſt kein Zweifel,
Das Auge blitzt, die Wange glüht —
Denkt er für ſich: hol' dich der Teufel
Mit deinem launiſchen Gemüth! —
Doch viel zu ſtolz, erfolglos wieder
Zu gehn iſt er — kniet vor ihr nieder,
Spricht ihr von ſeiner Glut und Qual . . .
Da knarrt die Thür: der Herr Gemahl
Tritt ein — „O Gott!“ — ruft ſie gebrochen;
Er ſchaut ſie an mit finſterm Blick,
Garin entweicht — o Mißgeſchick!
Doch hält er nicht, was er verſprochen,
Schießt ſich nicht todt — er ſteckt zu Haus
Ein Pfeifchen an und zieht ſich aus.

XXXIX.

Sieh, ein Lakai mit haſt'gen Schritten
Bringt einen Brief; — er lieſt, ſtaunt, lacht:
Der Herr Rentmeiſter läßt ihn bitten
Zu einer Partie Whiſt zur Nacht!
Es iſt ſein Namenstag, — zum Feſte
Sind noch gebeten andre Gäſte . . .
Seltſam durchwogt es ſeinen Sinn —
Bleibt er zu Hauſe, geht er hin?
Vielleicht iſt gar Betrug im Spiele!
Doch wirklich ſind die Fenſter all
Erleuchtet Abends wie zum Ball —
Er geht, denn Gäſte kommen viele.
Doch beſſer — denkt er — iſt es wohl
Zur Vorſicht nehm' ich ein Piſtol!

XL.

Und im Salon tritt ihm entgegen
Zuerſt die Herrin ſelbſt vom Haus —
Sie ſeufzt, erröthet, ganz verlegen
Sieht ſie bei ſeinem Anblick aus.
Was zwiſchen ihnen früh geſchehen
Bleibt unberührt; ſie thun als ſehen
Sie ſich zum Erſtenmal; er ſpricht
Vom Wetter blos, ſie unterbricht
Ihn durch ein kurzes Ja und Nein blos.
An ihrer Seite weiter geht
Er eilig, tritt ins Kabinet —
Wir werfen einen Blick hinein blos,
Um, da wir bald am Schluſſe nun,
Für uns ein wenig auszuruhn.

XLI.

In unruhvollem Stürmen, Hetzen,
Iſt mir die Jugend ſchnell entflohn;
Den ewigen Naturgeſetzen
Sprach ich in meiner Thorheit Hohn.
Ich fühle tief wie ſehr ich ſchuldig,
Und lerne nimmer doch geduldig
Mein Loos zu tragen, in der Haft
Zu zähmen meine Leidenſchaft.
Gleichwie ein Adler, der gefangen,
Sieht er hinaus auf Berg und Thal
Sich nicht mehr freut am Sonnenſtrahl.
Er läßt die ſtarken Flügel hangen,
Nimmt nicht den Fraß den man ihm bot
Im Käfig — quält ſich ſelbſt zu Tod' . . .

XLII.

Und ſoll ich nie dich wiederfinden
Du meiner Liebe Sturmeszeit,
Wo all mein Denken und Empfinden
Nur Wonne war und Seligkeit?
Vielleicht des Käfigs Eiſenſtäben
Mag ſich der Adler noch entheben —
Vielleicht ein Schickſal wunderſam
Führt ihn zurück von wo er kam,
Und über Thäler, Wälder, Hügel,
Bis wo der Schnee die Berge bleicht
Und ihm der Heimat Felſen zeigt,
Trägt neugekräftigt ihn ſein Flügel,
Und wieder wird er was er war:
Ein freier, königlicher Aar!

XLIII.

Wohl ſchmacht' ich jetzt noch an der Kette ...
Doch weg mit meinem dummen Gram!
Herr Garin war im Kabinette,
Und ſieh: der Hausherr ſelber kam
Entgegen ihm mit Händedrücken,
Und that als ſtrahlt' er vor Entzücken,
Bot ihm ein Glas Champagner an. —
„O Judas!" dachte der Ulan.
Schon unruhvoll die Blicke wandern
Beim Spiel, den grünen Tiſch entlang,
Der Hausherr ſelber hält die Bank
Heut zur Bequemlichkeit der Andern.
Herr Garin ſah ſich ſtarr und ſtumm
Im laut bewegten Kreiſe um.

XLIV.

Derweil der Wirth mit wicht'gern Sachen
Beſchäftigt und für And'res blind,
Erlaubt mir euch bekannt zu machen
Mit Herren die im Kreiſe ſind.
Zuerſt den Rath hier vom Gerichte
Seht mit dem gierigen Geſichte;
Gerechtigkeit und Seelenheil
Sind ihm für blanke Rubel feil ...
Und dann vom Orte den Kreishauptmann:
Im Schnitte ſeines Rieſenfracks
Und Rieſenhalstuchs — des Geſchmacks
Verhöhnung hier zu ſehen glaubt man —
Er hat die längſten Finger im Land,
'ne Stimme wie Kaſtratdiskant.

XLV.

Halb nach modernem Schnitt vernobelt
Seht hier den neuen Metrophan,
So ungeſchult wie ungehobelt,
Doch ſonſt ein trefflicher Kumpan
Am Spieltiſch für den Herrn des Hauſes,
Denn er begnügt ſich mit des Schmauſes
Genüſſen, läßt beim Spiele ſtill
Ihn pointiren wie er will,
Mag er gewinnen, mag verlieren ...
Noch waren — doch ihr habt genug
An dieſen ſchon! Wozu im Buch
Unnütz die Blätter noch beſchmieren
Mit der Beſchreibung dieſer Herrn?
Ich bleibe gern dem Schmutze fern ...

XLVI.

Das Unglück, seine Opfer suchend,
Am Spieltisch ging im Kreise um —
Dieser begrüßt es bleich, laut fluchend,
Der And're in Verzweiflung stumm —
Doch von Champagner überrannen
Die Gläser derer die gewannen;
Sie stoßen an, es schäumt und klirrt.
Stumm, finster steht am Tisch der Wirth,
Verzweiflung spricht aus seinen Mienen,
Angstschweiß bricht von der Stirne aus:
Verloren hat er Hof und Haus!
Als sei der Böse ihm erschienen
Und habe mißgeführt die Hand,
War's ihm, wie er dumpf brütend stand.

XLVII.

Verloren hat er Pferde, Wagen,
(Das ſchönſte Fuhrwerk in der Stadt;)
Den Schmuck, den ſeine Frau getragen,
Kurz — Alles, Alles was er hat!
So warf er ſich in dumpfem Brüten
In ſeinen Stuhl — die Augen glühten
Unheimlich, und der Kerzen Licht
Zeigt todtenbleich ſein Angeſicht.
Schon kämpft die Sonne mit den Sternen,
Und mancher von den Spielern meint
Der Tag ſei ſolcher Spiele Feind,
Und es ſei Zeit ſich zu entfernen —
Da fährt der Hausherr auf verſtört,
Und bittet, daß man ihn noch hört:

XLVIII.

„Noch einen Satz! mit Euch von hinnen
Will ich als Bettler aus der Thür,
Oder mein Gut zurückgewinnen:
Ich ſetze meine Frau dafür!“
O Niedertracht! o Schimpf und Schande!
Wie konnte ſolch ein Menſch im Lande
Alt werden hier in Rang und Amt!
So rufen zürnend alleſammt.
Kaltblütig nur der Stabsrittmeiſter
Naht ſich dem Hausherrn: „Gut! es gilt,
Mir iſt es gleich, ob man mich ſchilt.
Laßt ſehen wer im Spiele Meiſter,
Eins aber bitt' ich: kein Betrug!
Sonſt ...“ und er brummte einen Fluch.

XLIX.

Die Andern ſtehen wie gefangen
Bei dieſer Wendung des Geſchicks,
Ihr Staunen malt ſich auf den Wangen,
Im ſtarren Ausdruck ihres Blicks.
Garin ſteht ruhig, ſchnurrbartdrehend
Dem Alten in die Augen ſehend,
Dem rechts und links ein flackernd Licht
Die Glatze und das Angeſicht
Des groben, dicken Kopfs beleuchtet.
Zu beiden Seiten ſpärlich fällt
Ihm weißes Haar herab, — er hält
Zwei Spiele Karten, — noch befeuchtet
Vom Schweiß iſt ſein Geſicht. Verſtört
Im Lehnſtuhl ſitzt die Frau und hört ...

L.

Den Ausdruck will ich euch nicht malen
In ihren Zügen, ihrem Blick.
Es ſprach aus ihr von bitt'ren Qualen,
Von grenzenloſem Fluchgeſchick.
Wohl lange wohnt' in ihr das Trauern,
Doch brach es jetzt in Sturmesſchauern
Hervor, daß, wer ſie weinen ſah,
Wohl ſelber war dem Weinen nah.
Doch wer darf heut noch Mitleid fühlen
Der in der großen Welt gelebt,
Und ihres Beifalls ſich beſtrebt
Man mag in Pergamenten wühlen,
Beweinen die Vergangenheit,
Doch unſre Zeit — welch ſchöne Zeit!

LI.

Das Kämpfen dauerte nicht lange,
Verzweifelt ſpielte der Ulan,
Dem Alten glühte Aug' und Wange,
Sein Glück kehrt wieder — er gewann . . .
Doch ſeine Frau, den Kopf tief neigend
Steht auf vom Armſtuhl, langſam, ſchweigend
Tritt ſie zum grünen Tiſch heran,
Und Alle ſehn die Bleiche an
Erwartungsbang was kommen werde.
Sie aber tritt in düſt'rer Ruh
Hart auf den kahlen Sünder zu,
Zieht mit verächtlicher Geberde
Den Trauring ſich vom Finger dann,
Wirft in's Geſicht ihn ihrem Mann.

LII.

Sie fällt in Ohnmacht. Ihr entgegen
Springt der Ulan, trägt sie hinaus,
Vergessend Rechnung, Hut und Degen,
Eilt er im Flug mit ihr nach Haus ...
Den nächsten Tag, die nächsten Wochen
Ward von nichts Anderem gesprochen
Als von dem wunderbaren Spiel ...
Weiß nicht warum: von je gefiel
Bobkowsky sehr dem hohen Adel,
Darum behielt er seinen Platz,
Wie der Rittmeister seinen Schatz,
Wofür er bei den Damen Tadel
Und Fluch, und Neid bei Männern fand.
So sind die Menschen hier zu Land!

LIII.

Und ſo das Ende der Geſchichte ...
Ihr ſeht mich an und ſtaunt, und gafft,
Und fragt: Wo bleibt in dem Gedichte
Die Handlung und die Leidenſchaft?
Man liebt in Liedern wie in Dramen
Das Blutvergießen — ſelbſt die Damen.
Doch ſchüchtern end' ich zu der Friſt
Wo Alles noch am Leben iſt.
Ich nehme Rückſicht auf die Nerven
Der Damen, ſchieße Keinen todt,
Wie es moderner Kunſt Gebot,
Am Schluß den Eindruck zu verſchärfen —
Vielleicht noch üb' ich dieſe Kunſt
Ein and'res Mal um eure Gunſt!

Borodino.

„Sag', Oheim! nicht umſonſt in Flammen
Brach unſer Moskau einſt zuſammen
Vor des Franzoſen Macht?
Wohl galt es kampfgewalt'ge Leute
Zum Streite um ſo reiche Beute,
Und nicht umſonſt denkt man noch heute
Der Borodino-Schlacht!"

— Ja! Männer gab's in unſern Zeiten,
Gleich ſtark im Dulden und im Streiten,
Männer von Stahl und Erz —
Nur Wen'ge ließ die Schlacht am Leben,
Und, wär' es nicht um höh'res Streben,
Sie hätten nimmer preisgegeben
Moskau, des Landes Herz!

In Trauern zogen wir von dannen,
Ergrimmt bis wir die Schlacht begannen;
Manch Alter murrt und brummt:

„Was? will man uns schon einquartieren
Zum Winter, statt zu kommandiren
Die Bajonette zu probiren?“
Das Murren bald verstummt!

Weit lag die Wahlstatt ausgebreitet,
Redouten wurden schnell bereitet,
Wall thürmt sich hinter Wall.
Die Arbeit sollte sich belohnen —
Im Frühroth blitzen die Kanonen
Und fern der blauen Wälder Kronen —
Franzosen überall!

Stark hatt' ich mein Geschütz geladen,
Zuviel — dacht' ich — kann hier nicht schaden:
Die Feinde stehen dicht!
Die Kugeln sind von gutem Gusse,
Kommt das Geschütz nur erst zum Schusse,
Sollt ihr erfahren wie der Russe
Für seine Heimat ficht!

Zwei Tage währte schon das Feuern,
Und noch einmal galt's zu erneuern
Den Kampf mit ganzer Macht . . .

Noch war kein Ausgang zu verſprechen,
Kurz nur des Kampfes Unterbrechen,
Und auf des Schlachtfeld's blut'ge Flächen
Schwarz ſenkte ſich die Nacht.

Ich lag bei der Laffette nieder.
Wir hörten fernher hin und wieder
Geräuſch vom Feindesheer.
Wir lagen ſtill in freier Stätte,
Die Einen ſchnarchten um die Wette,
Die ſchliffen ihre Bajonette,
Die putzten ihr Gewehr.

Doch kaum erglänzt das Frühroth wieder
Da lärmend bilden ſich die Glieder,
Der Oberſt ſprengt vorbei —
Wir hören ſeinen Ruf erſchallen —
Das war ein Held! ein Vater Allen,
Ach! früh war's ihm beſtimmt zu fallen,
Ihn traf ein tödtlich Blei!

Er ſprach, und hell ſein Auge flammte:
„Es gilt die Stadt, die angeſtammte,
Moskau, des Landes Macht —

Für Moskau ſtehen oder fallen!“
Laut ließen wir den Schwur erſchallen,
Gehalten ward der Schwur von Allen
Bis ausgetobt die Schlacht.

Das war ein Tag! Schwarz durch den Dampf her
Wie Donnerwolken zog's im Kampf her
Auf die Redouten los.
Dragoner, hoch mit Pferdeſchweifen,
Ulanen, buntgeſcheckte Streifen
Auf ihren Fähnlein — Alle greifen
Uns an mit wucht'gem Stoß.

Wild wogt's herüber und hinüber,
Wie Schatten ſchwebten uns vorüber
Die Fahnen, — durch den Dampf
Erblitzt es roth, Kartätſchen ziſchen,
Ein Knattern, Klirren ſchallt dazwiſchen,
Mit Haufen blut'ger Leichen miſchen
Die Kugeln ſich im Kampf.

Kund ward dem fränkiſchen Geſchlechte
Wie Ruſſen ſtehen im Gefechte,
Was unſer Fauſtkampf heißt!

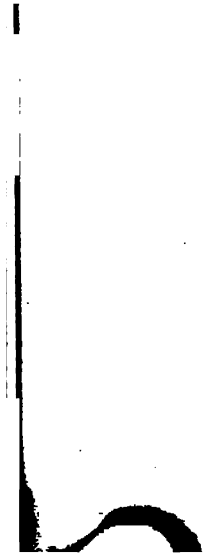
Wie unſre Bruſt — die Erde dröhnte,
Ein tauſendfältig Donnern tönte,
Der Reiter mit dem Roſſe ſtöhnte,
Tod und Verderben kreiſt.

Es dämmerte. Wir ſtanden fertig
Und waren neuen Kampfs gewärtig
Beim nächſten Morgenroth —
Doch nach und nach verſtummt das Knallen,
Zum Rückzug alle Trommeln ſchallen . . .
Wir aber zählten die gefallen,
Verwundet oder todt . . .

Ja! Männer gab's zu unſern Zeiten,
Stark im Gehorchen und im Streiten,
Männer von Stahl und Erz!
Nur Wen'ge ließ die Schlacht am Leben,
Und, wär' es nicht um höh'res Streben,
Sie hätten nimmer preisgegeben
Moskau, des Landes Herz! —

Die drei Palmen.

Eine morgenländiſche Sage.



Es ſtanden drei mächtige Palmen im Sand,
Im Wüſtenſand, im arabiſchen Land.
Und unter den Palmen an ſchattiger Stelle
Sprang murmelnd und friſch eine kühlende Quelle,
Geſchützt durch der mächtigen Palmen Grün
Vor Wüſtenſand und Sonnenglühn.

Wohl lange ſchon ſtanden die Palmen im Sand,
Und noch nie kam ein Pilger aus fremdem Land
Hier Obdach zu ſuchen an ſchattiger Stelle,
Und durſtig zu ſchöpfen vom ſprudelnden Quelle.
Schon lichtet ſich welkend der Palmen Grün,
Wird wärmer die Quelle im Sonnenglühn.

Da ſprachen die Palmen zum Himmel gewandt:
„Was ſtehn wir hier trauernd im Wüſtenſand,
Verblühend, uns ſelber und Anderen nutzlos?
Weitab irrt der Pilger von uns und bleibt ſchutzlos,
Nie hat uns erfreuet ein dankender Blick,
So ungerecht übt ſeine Macht das Geſchick!"

So klagten die Palmen, ſo murmelt ihr Laub,
Sieh: plötzlich dort wirbelt's von goldenem Staub:
Kommt klingend eine Karawane gezogen,
Wie ſchaukelnde Nachen auf Meereswogen
Sieht man auf der ſtäubenden Wüſtenbahn
Hoch ein Kameel nach dem andern nahn.

Und zwiſchen die Höcker der Thiere geſteckt
Manch buntes Gezelt ihre Rücken bedeckt —
Dort ſieht man glühende Augen funkeln,
Aus weißem Gewand braune Hände dunkeln —
Zuneben reitet auf ſchwarzem Roß
Der mag're Araber mit Speer und Geſchoß.

Es bäumt ſich ſein Rappe von Zeit zu Zeit,
Und ſtreckt ſich und ſpringt wie ein Tiger weit.
Und flatternd die weißen Gewande wallen

Des Reiters, und faltenreich niederfallen —
Und wie er die Quelle ſchaut, pfeift er und ſingt
Vor Freude, und hoch ſeine Lanze ſchwingt.

Jetzt hat die Karawane die Palmen erreicht,
Und lärmend und froh Alles niederſteigt.
Nun füllt man die Schläuche und pflegt ſich auf's beſte.
Luſtrauſchend begrüßen die Palmen die Gäſte:
Nun kühlt euch im Schatten nach brennender Glut,
Nun labt und erquickt euch in ſprudelnder Flut! —

Doch Nachts, da der Zug ſich gelabt und gepflegt,
Sieh: da wurde die Axt an die Palmen gelegt,
Und die ſeit Jahrhunderten prangten in Stolz da,
Sie wurden zerhauen gleich niedrigem Holz da,
Die Scheite verwendet zu lodernbem Brand,
Und Kinder zerriſſen der Palmen Gewand.

Am anderen Tage in früher Zeit
Macht ſich die Karawane zum Zuge bereit.
Die Stätte war wüſte, nur glimmen und qualmen
Sah man noch das Holz der mächtigen Palmen.
Bald wurden begraben im Wüſtenſand
Die letzten Reſte vom Palmenbrand.

Und heute liegt's wüſte und öde umher,
Es flüſtert das Laub mit der Quelle nicht mehr,
Umſonſt die verſiegenden Waſſer fleben
Um Schutz den Propheten — nur Staubwolken weben:
Kein Pilger mehr ruht hier im ſchützenden Laub,
Nur der Geier zerreißt hier den blutigen Raub ...

Verschiedene

als

Nachtrag.

Russalka.

(Die Wassermaid.)

Die Wassermaid schwamm auf der blauen Flut
Des Stromes in Mondesglut.
Und sie schlang ihr Haar und dreht sich im Tanz,
Umschaukelt von silbernem Glanz.

Und es krümmt sich der Strom und wogt und schwillt,
Drin zittert der Wolken Bild.
Und die Wassermaid sang und es scholl ihr Gesang
Die Ufer, die steilen, entlang.

So wundertönig entklang's ihrem Mund:
„Ich wohne auf dämmerndem Grund,
Von goldenen Fischlein dort wogt's überall,
Sind Städte von eitel Krystall.

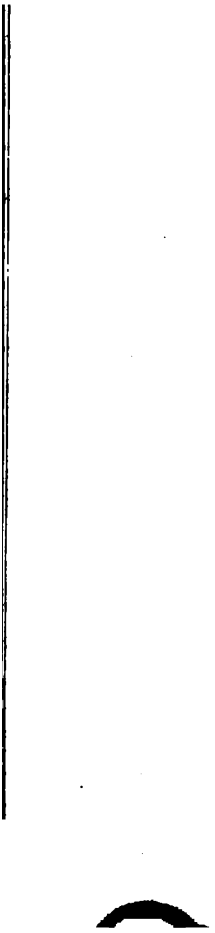
Und es ſchlummert auf ſchwellendem Kiſſen im Sand
Ein Krieger aus fremdem Land,
Den eiferſüchtigen Wellen zum Raub
Schläft er unter ſchattigem Laub.

Wir küſſen ihn oft und wir ſpielen zur Nacht
Mit der ſeidenen Locken Pracht.
Wir umſchlingen ihn wild in der Mittagsglut,
Doch kalt iſt des Schlummernden Blut.

Und wie wir ihn küſſen, kalt bleibt er und ſtumm,
Nichts rührt ihn, ich weiß nicht warum —
Er athmet nicht, drück' ich ihn warm an die Bruſt,
Ihn weckt keine liebende Luſt."

So ſcholl der Geſang der Waſſermaid bang
Die Ufer, die ſteilen, entlang;
Und es krümmt ſich der Strom und wogt und ſchwillt,
Drin zittert der Wolken Bild.

Journaliſt, Leſer und Dichter.



Les poètes ressemblent aux ours, qui
se nourrissent en suçant leur patte.
Inédit.

Zimmer des Dichters mit herabgelaſſenen Fenſtervorhängen. Er ſitzt in einem großen Lehnſtuhl am Kamin. Den Rücken an den Kamin gelehnt ſteht vor dem Dichter der Leſer mit einer Cigarre in der Hand. Der Journaliſt tritt ein.

Journaliſt.

Es freut mich ſehr Sie krank zu ſehen:
Im Lärm der Welt, im Staub des Lebens
Beſtrebt der Dichter ſich vergebens
Den gottgebahnten Weg zu gehen.
Schnell wechſeln hier dem haſt'gen Wandrer
Eindrücke, Bilder mannigfalt —
Er wird der Laune Opfer bald,
Ein Opfer bald der Meinung And'rer.
Er kann in Sorge und in Eile
An Allem nur vorüberſtreifen,
Wie mag in ihm, der Kunſt zum Heile,
Da eine ächte Schöpfung reifen?
Drum ſoll er es dem Himmel danken,
Wird er beſtraft durch die Verbannung,
Oder begnadigt zum Gefängniß,
Oder läßt ihn der Herr erkranken.

Das Unglück treibt ihn zur Ermannung,
Zum Segen wird ihm die Bedrängniß,
Und neuer Stoff blüht den Gedanken.
In Liedern tönt sich aus sein Kummer,
Es tritt durch Leiden an den Tag
Was sonst vielleicht in ew'gem Schlummer
In seines Herzens Tiefe lag.
Der Dichter gar verliebt sich häufig
In seinen eignen Schmerz und Gram,
Wenn — was er tief gefühlt — geläufig
In Reim und Vers zu Tage kam.
Zur Perle sich krystallisirt
In schöner Fassung des Gedichts
Die Thräne, die sein Gram gebiert,
Und Freude blüht ihm aus dem Leid —
Was haben Sie in letzter Zeit
Für mein Journal geschrieben?

Dichter.

Nichts!

Journalist.

Unmöglich!

Dichter.

Nun, was sollt' ich schreiben?
Es ist der Osten wie der Süden
Besungen längst nach jeder Richtung —

Da kann mein Kiel in Ruhe bleiben.
Man ſchwärmt jetzt für die Lebensmüden,
Im Leben ſelbſt wie in der Dichtung.
Die Dichter ſchmäh'n den großen Haufen,
Und rühmen die gewählten Kreiſe;
Die Wahrheit will man nicht mehr kaufen,
Und wer ſie ſagt — der ſagt ſie leiſe.
Mit hohlen Ruhmesphraſen prahlt man,
Macht Zuckerwaare für den Theetiſch,
Schwindſüchtige Geſtalten malt man,
Denn Mark und Blut iſt nicht poetiſch.
Ein Jüngling, der nichts nutz auf Erden,
Beginnt ſich lyriſch zu verhimmeln,
Der Liebſten Tugend und Geberden
In ſüßen Reimen abzubimmeln.
Man ſtaunt, bewundert ſein Talent,
Doch ach! bald hat es ausgeflennt,
Und früh beginnt es zu verſchimmeln ...
Für die Geſellſchaft taug' ich nicht,
Denn and'rer Art iſt mein Gedicht.

Leſer.

Verehrter, ſeien Sie nicht ſtutzig
Wenn ich ein Wort der Wahrheit ſage,
Es gilt mein Wort für viele Leute —
Gar oft ſchon macht' ich mir wie heute
Die Hand an Ihrem Blatte ſchmutzig,

Und sehr gerecht ist meine Klage:
Wer nimmt zum Druck für ein Journal
So graues Löschpapier wie Sie?
Druckfehler wimmeln ohne Zahl
Darin — und nun die Poesie:
Welch leeres Zeug kommt da hinein!
Schlecht von Gehalt und von Gestalt,
Das macht nicht warm und macht nicht kalt,
Man schläft bei jeder Seite ein.
Und gar die Prosa: Uebersetzung
Modernen, fremden Unverstandes,
Oder Verhöhnung, Unterschätzung
Der Sitten unsres Heimatlandes.
Denn wo man hier von angestammten
Gebräuchen dichtet und erzählt,
Wird alles Gute stets verhehlt,
Wird Moskau, werden die Beamten
Zum Ziele nur des Spott's erwählt.
Man sucht den Witz in frechem Hohn,
Zeigt solchen Witz in jedem Satze,
Malt, ohne Ansehn der Person,
Jedwedes heim'sche Bild als Fratze.
Und, malte man in wahren Zügen,
Und schriebe Wahrheit statt der Lügen:
Es wäre doch nicht stets am Platze!
Jetzt sieht der Dichter und Erzähler
In uns nur Laster, Schlacken, Fehler!

Mag man auch ſtreng ſein im Gerichte,
Nur muß man hübſch die Augen ſchärfen,
Des Trugs und Luges ſich entwinden,
Die fremde Maske von ſich werfen,
So wird zum Sinne im Gedichte
Sich auch der rechte Ausdruck finden . . .

Journaliſt.

Ich ſehe mit demſelben Blick
Wie Sie auf unſer Dichtungsweſen —
Belieben Sie nur die Kritik
In meinem letzten Blatt zu leſen!

Leſer.

Ich kenne ſie. Es iſt den Leuten
Da auch kein reiner Wein geſchenkt,
Man hört die Glocke darin läuten,
Und ſieht den Thurm nicht wo ſie hängt.
Sie tadeln hier die falſche Wendung,
Und dort die mangelhafte Endung
Die ſich geſtattet, der Poet;
Sie machen halbverſchämte Witze,
Erkünſtelte Gedankenblitze,
Feinheiten die kein Menſch verſteht —
Doch von der Dichtung Kern und Weſen
Iſt hier mit keinem Wort zu leſen.
Und — mit Erlaubniß, meine Herrn,

Sei es gesagt! — so sind Sie Alle!
Der glatten Schale fehlt der Kern,
Es fehlt der Dinte selbst die Galle.

Journalist.

Ich fühle ganz wie wahr sie reden,
Doch etwas muß ich mich vertheid'gen!
Nicht Jegliches paßt sich für Jeden,
Und gar zu leicht kann man beleid'gen,
Sagt man die Wahrheit nicht ganz leise.
Bedenken Sie nur unsre Lage!
Gar zu verschieden sind die Kreise
Der Leser — das ist eine Plage
Es immer Jedem recht zu machen!
Mehr als der Starken sind die Schwachen,
Mehr als der Weisen sind die Thoren —
Was einem Langohr wohlgefällt
Beleidigt gleichwohl fein're Ohren.
Stets wird verschieden in der Welt
Geschmack, Verstand und Bildung sein, —
Doch gleichen Werthes ist das Geld,
Und wer das Blatt bezahlt und hält:
Spricht gleichen Rechtes mit darein!
Von rechts und links wird man befehdet,
Die Dummheit stets am laut'sten redet,
Weil in des Leserkreises Heerzahl
Die Dummen immer in der Mehrzahl.

Da kommt die Klugheit in's Gedränge,
Muß Rückſicht nehmen auf die Menge.
Und, iſt denn unſer Bücherweſen
Beſſer als die Journale heute?
Man ſchreibt nur für den großen Haufen,
Man lieſt das Machwerk um zu leſen,
Und doch ſieht man auch kluge Leute
Sich ſolche ſchlechten Bücher kaufen!
Denn wo ein Buch — was es auch ſei! —
Des Ungeſchmacks Paradepferd iſt,
Da ſchleppt es Jeder ſich herbei,
Denn Jeder will ſein Urtheil ſagen,
Sei's auch, beim Leſen blos zu klagen
Daß es des Leſens gar nicht werth iſt ...

Leſer.

Doch, welche Wonne, welche Labung:
Taucht aus dem reimenden Gelichter
Ein Dichter auf, ein ächter Dichter
Von Gottes Gnade und Begabung
Wie dieſer! da iſt kein Betrügen,
Der malt in lebenswahren Zügen,
Iſt reich an Wiſſen und Erfahrung,
Geſchickt in kunſtgerechtem Fügen,
Da paart die Zartheit ſich mit Stärke,
Und wird uns jedes ſeiner Werke
Zu einer Schönheitsoffenbarung!

Journaliſt.

Ganz richtig! Doch was hilft das Grollen
Wenn dieſe Herrn nicht ſchreiben wollen?

Dichter.

Was ſoll man heutzutage ſchreiben?
Wohl kommen Tage hin und wieder
Wo unwillkürlich mir die Lieder
Wie Blüthen aus der Seele treiben;
Wo ich aufathme friſch und leicht,
Und alle Drangſal von mir weicht.
Wo Gottes Stimme in mir predigt,
Des Grams, der Sorgen mich entledigt.
Dann ſprudeln aus mir Sangesquellen,
Die Reime folgen ſich wie Wellen,
Das Eine findet ſich zum Andern —
Das iſt ein klangvoll Murmeln, Schäumen,
Es treibt in mir voll ſüßen Dranges,
Und all mein Denken, Sehnen, Träumen,
Seh' ich an mir vorüberwandern
Im klaren Strome des Geſanges. —
Als ob ein Gott in's Leben rief
Was in der Bruſt verborgen ſchlief,
Umblühen ihn die Liederranken.
An Worte reih'n ſich die Gedanken
Gleichwie die Perlen an der Schnur;

Er ist mit Allem ausgesöhnt
Was ihn gemartert und gepeinigt,
Sieht Seligkeit und Freude nur —
Die Welt erscheint ihm wie verschönt,
Von allem Schmutz und Schlamm gereinigt.
Aus seinem Munde, dem beredten,
Schallt es wie Worte von Propheten,
Die Zukunft liegt dem Auge offen,
Weckt neues Lieben, Glauben, Hoffen.

Doch, liest der Dichter solche Lieder
Bei nüchternem Verstande wieder:
Ist's ihm als müßt' er selbst sich schämen
Ob alledem was er geschrieben —
Es ist ihm nicht mehr werth und theuer.
Und ohne Vorwurf, ohne Grämen,
Wirft er den ganzen Kram in's Feuer,
Bis keine Spur davon geblieben.

Und in der That: wenn so in's Wilde
Die Phantasie ganz ungeregelt
Durch blauen Dunst und Nebel segelt:
Sind solche luftige Gebilde,
So ganz verhimmelt und verklärt,
Wohl strenger Kunstgestaltung werth?
Kein fester Maßstab recht bemißt sie,
Die Welt belacht sie und vergißt sie.

Wohl giebt es Nächte, wo in Kummer
Und Gram man ſich verzweifelnd windet,
Das müde Aug' umſonſt nach Schlummer
Und Ruhe ſucht — und keine findet.
Das Auge weint, es bebt und glüht
Das Herz, — man preßt das warme Kiſſen
An ſich mit zitternd ſchweren Armen,
Und nichts beſänftigt das Gemüth,
Da iſt nicht Hülfe noch Erbarmen,
Winkt mir kein Stern in Finſterniſſen!
Mich überfällt ein ſchaurig Bangen,
Umnebelt mich, hält mich gefangen.
Der Bruſt entfährt ein ſchweres Stöhnen,
Die Zunge lallt in wirren Tönen —
Doch plötzlich ſtimmt das Herz ſich milder,
Und durch ein wunderſam Geſchick
Erſcheinen längſt vergeſſ'ne Bilder
Aus alter Zeit vor meinem Blick.
In altverführeriſcher Schöne
Lockt mich der Prachtbau ſtolzer Glieder,
Mein Ohr vernimmt bekannte Töne,
Was ich verloren kehrt mir wieder —
Dieſelbe Liebe in den Augen,
Dieſelbe Täuſchung in dem Munde —
Noch einmal muß ich Wonne ſaugen
Daraus — wie einſt in ſchöner Stunde!
Auf's Neue glaub' ich dieſen Zügen,

Auf's Neue laſſ' ich mich betrügen.
Die alten Wunden brechen auf,
Ich fühl' es in mir brennen, wühlen ...
Dann ſchreib' ich, laſſe den Gefühlen
Und meiner Feder freien Lauf.
Alſo verſcheuch' ich meine Sorgen,
Begeiſtert zieh' ich an den Tag
Was mir bis dahin lang' verborgen
In meines Herzens Tiefe lag:
Erinnerungen meiner Jugend,
Bilder voll Zartheit und voll Kraft,
Bilder des Laſters und der Tugend,
Der Schwäche und der Leidenſchaft.
Die Streiche all' die mich getroffen
In unſichtbaren, ſchweren Kämpfen,
Die Glut die ich verſucht zu dämpfen —
Mein Glauben, Zweifeln und mein Hoffen.
Was mich erfreute und betrübte,
Mich in Geduld und Leiden übte:
Ich fürchte nicht es auszuſprechen,
Und halte ſelbſt ein ſtreng Gericht —
Ich ſchäme mich ob meiner Schwächen
Und rühme mich des Guten nicht.
Wohl weiß ich, ſchwer iſt ſpät zu heilen
Was früh verdarb am jungen Holz!
Zum Heucheln war ich ſtets zu ſtolz
In meinem Haſſen wie im Lieben —

Zu ſtolz auch, Andern mitzutheilen,
Was ich in ſolcher Art geſchrieben.
Was thut's der Menge Noth zu wiſſen
Was mir ſchon früh das Herz zerriſſen?
Soll ich mein Herzeleid verkaufen
Zu Spott und Hohn dem großen Haufen?
Daß Haß und Bosheit mich befehden,
Die ſtets das Heilige entweihen,
Und mein prophetiſch-ernſtes Reden
Als Trug und Blendwerk laut verſchreien,
(Weil ſie die Wahrheit nie verzeihen!)
Und ſollt' ich gar mit meinen Schriften
Noch guter Kinder Herz vergiften,
Den Frieden frommer Bürger ſtören,
Die Thörichten noch mehr bethören?
Die Ruhe nehmen der Verblendniß
Und Störung wecken durch Erkenntniß?
Nein! tief verberg' ich was ich weiß,
In meines Herzens Heiligthum,
Und um verbrecheriſchen Preis
Erkauf' ich nimmer Euren Ruhm!

Einem Kinde.

Von meiner Jugendstürme
Erinnerung und Trauern,
Voll von geheimer Wonne
und von geheimem Schauern,
Wend' ich, du prächtig Kind,
den müden Blick zu dir —
O, wüßtest du, mein Kind,
wie lieb, wie lieb du mir!

Wie mich Entzücken faßt
bei deiner Stimme Klange,
Beim Glühen deines Aug's,
beim Lächeln deiner Wange,
Bei deinen goldnen Locken —
man sagt — ist's wahr, mein Kind? —
Du seheſt ihr so ähnlich!
Die Jahre floh'n geschwind!

Von ſchweren Leidens Schrift
ward ihr Geſicht beſchrieben,
Doch unverändert iſt
in mir ihr Bild geblieben!
Und ihre Feueraugen
allnächt'ge Sterne ſind
In meinem Traum — doch du,
liebſt du mich auch, mein Kind?

Macht dich mein Koſen nie,
mein Küſſen nie erbangen?
Brennt meine Thräne nicht
zu heiß auf deinen Wangen?
Und küſſ' ich nicht zu oft
dein liebes Auge dir?
Doch Kind, von meinem Kummer
o rede nie zu ihr!

Nein, gar nicht ſprich von mir —
leicht könnte dein Erzählen
Auf's Neu die Leidende
erzürnen oder quälen.
Doch mir vertraue ganz!
Wenn ſie am Abend ſpät
Dich führt zum Heil'genbilde,
zum kindlichen Gebet,

Dich lehrt das Kreuz zu ſchlagen,
die Hände fromm zu falten,
Dich lehrt den Himmel bitten
die Lieben zu erhalten
Die eurem Herz befreundet,
die eurem Haus verwandt:
Hat ſie nicht einen Namen
noch außerdem genannt?

Dir einen fremden Namen,
den Herrn dafür zu bitten?
Wohl bleicher wurde ſie
als ihr das Wort entglitten —
Vergeſſen magſt du's haben
unter den andern all —
Denk' nicht daran! ein Name
iſt nur ein leerer Schall . . .

Gott gebe, dieſer Name
ſei ewig dir verloren!
Doch tönte ihn das Schickſal
dir einſt in Herz und Ohren:
Denk' deiner Kinderzeit —
o geh' nicht in's Gericht
Mit ihm, mein Kind! dem Träger
des Namens fluche nicht!

Der Palmzweig aus Palästina.

Sag', Zweig aus dem gelobten Lande,
Von welchem Stamm bist du gepflückt?
Erblühtest du an Stromesrande,
Hast einen Berg, ein Thal geschmückt?

Hat dich des Jordans Flut umflossen,
Mit reiner Welle dich erquickt —
Bist du dem Libanon entsprossen,
Vom Bergeswind gewiegt, geknickt?

Erklangen alter Lieder Töne,
Erscholl es betend durch den Raum,
Als Solimans verarmte Söhne
Dich pflückten von dem heim'schen Baum?

Und steht die Palme noch im Süden,
Und lockt mit breitem Blätterhaupt
Den Wüstenwanderer, den müden,
Des Schutzes in der Glut beraubt?

Oder ward ſie der Trennung Leiden
Verwelkend wie du ſelbſt zum Raub,
Sah ſich des Blätterſchmucks entkleiden,
Verdorrt im heißen Wüſtenſtaub?

Sprich, war's ein Pilger der dich pflückte,
Dich hertrug von der heim'ſchen Flur?
Sprich, ob ihn Gram und Kummer drückte,
Und wahr'ſt du ſeiner Thränen Spur?

Sprich, oder war's der beſte Streiter
Jehova's im gelobten Land,
Der immer fromm, gerecht und heiter
Vor Gott und vor den Menſchen ſtand?

Ein Sprößling heiliger Gefilde,
Bewahrt durch eine höh're Macht:
So ſtehſt du vor dem goldnen Bilde,
Des Heiligthumes treue Wacht!

Die Bilder all' — der Lampenſchimmer —
Das Kreuz, des Glaubens Sinnbild hier...
Es weht der Frieden Gottes immer
Um dich und auf und unter dir!

Kleine Einfälle und Ausfälle.

I.

Sie haben mich gepeinigt
Weil ich zu denken wagte,
Sie haben mich gesteinigt
Weil ich mein Denken sagte.

Weil ich es sang in Liedern
Voll Wahrheit und voll Glut —
Sie konnten Nichts erwidern,
Daher die ganze Wuth!

II.

Die ich mit Füßen getreten
Weil ich sie als Esel gekannt,
Die mich um Verzeihung gebeten
Weil ich sie Esel genannt:

Ihr, deren ganze Kunſt war
Feig zu gefallen mir,
Als ich noch hoch in Gunſt war
Ein ſchmucker Kavalier:

Wie ſeid ihr anders worden,
Wie geht ihr ſtolz einher
Im Glanze eurer Orden,
Als kennt ihr mich nicht mehr!

III.

Die Zeit hat ſich verändert,
Die ihr euch tief gebückt:
Ihr ſeid jetzt bunt bebändert,
Mit Sternen und Orden geſchmückt.

Geht mir nur blind für mich vorbei,
So ſchont ihr meine Nerven,
Und ſpart mir die ekle Mühe dabei
Euch aus der Thüre zu werfen.

IV.

Ich neide euch nicht eure Orden,
Noch euren geſchmeidigen Rücken —
Beneide nicht was ihr geworden
Durch Kriechen und durch Bücken.

Genießt das Glück in Demuthluſt,
So iſt der Dinge Lauf:
Der Eine trägt es in der Bruſt,
Der And're trägt's darauf.

V.

Und mag man mich verklagen,
Und mag man mit mir rechten:
Ich waſche mich nicht rein —
Doch dies kann ich euch ſagen:
Nie hielt' ich's mit dem Schlechten,
Nie macht' ich mich gemein.

VI.

Ihr wolltet mich nicht verſtehen,
Ihr habt mir Alles genommen:
Nur nicht meinen Stolz und Muth!
Geſchlechter kommen und gehen,
Geſchlechter gehen und kommen,
Und dieſer Wechſel iſt gut:

Denn ihr auch werdet vergehen,
Und Andere werden kommen,
Ein neues, gereinigtes Blut —
Die werden mich verſtehen
Wenn ſie mein Wort vernommen,
Und dieſes Verſtändniß iſt gut.

VII.

Mein Auge war klar wie deines
Das mir ſo ſelig lacht —
Mein Herz war warm wie Eines,
Man hat es kalt gemacht.

Nichts Gutes iſt mir geblieben,
Ich mußte von Allem laſſen —
Der Himmel lehrte mich lieben,
Die Menſchen lehrten mich haſſen.

VIII.

Wie hab' ich geglüht für das Schöne
In seliger Sängerlust —
Wie klangen die Liedestöne
Gewaltig aus meiner Brust!

Ich kämpfte in stolzem Muthe
Mit gutem Fug und Recht
Für alles Wahre und Gute —
Das schien euch schlimm und schlecht:

Ihr habt meine Leier zerschlagen,
Mich meiner Freiheit beraubt,
Durch lange Kerkerplagen
Gebleicht mein junges Haupt.

Da ward durch lange Betrachtung,
Der keine Macht gewehrt,
In grenzenlose Verachtung
Mein Haß zu euch gekehrt.

Ihr habt euch in allen Größen
Als gute Schergen gezeigt —
Mir Achtung einzuflößen
Das habt ihr nicht erreicht!

IX.

Ein einziges Wort der Gnade,
Ein einziges Wort der Reue,
Eröffnete mir die Pfade
Der alten Gunſt auf's Neue:

Doch lieber zuſammenbräche
Ich hier in Kerker und Ketten,
Eh' ich ein Wort nur ſpräche
Durch Lüge mich zu retten.

X.

Wohl ohne mein Verſchulden
Geduldet hab' ich genug,
Und frei ſein möcht' ich nun —
Doch lieber will ich dulden
Noch mehr, als durch Verſchulden
In eurem Lug und Trug
Euch Herrn es gleichzuthun!

XI.

Klagt nicht ob meinem Verhängniß,
Nicht, daß die Frommen und Reinen
Mich von ſich ausgeſtoßen!
Ihr auch wohnt im Gefängniß,
Ich wohne in einem kleinen,
Ihr wohnt in einem großen!

XII.

Klagt nicht ob meinen Leiden
In dieſen Kerkermauern —
Ich laſſe euch eure Freuden,
Und ſchenke euch euer Bedauern!

Verſtändigung.

Laß doch den Thoren ihre Meinung,
Laß ſein Geſchwätz dem Unverſtand,
Verhöhnt er unſere Vereinung,
Weil uns nicht eint ein eh'lich Band.

Der Welt Idolen hab' ich nimmer
Gehuldigt und mein Knie gebeugt —
Es hat in mir ihr Trug und Schimmer
Nie Liebe und nie Haß erzeugt.

Wie du, muß ich im Strudel kreiſen
Der Welt — doch bleib' ich allerwärts
Gleichfern den Thoren wie den Weiſen,
Und lebe für mein eignes Herz.

Wir ſchätzen Glück hier und Vergnügen
Nach ihrem rechten Werthe immer,
Und weil wir ſelbſt uns nicht betrügen,
Betrügen uns auch And're nimmer.

Wie ſchnell wir uns im Weltgetriebe
Erkannten, uns vereint zu zwei'n!
War ohne Freuden unſre Liebe:
Wird ſchmerzlos unſre Trennung ſein.

Rechtfertigung.

Läßt einſt, ſtatt hohen Ruhm's Gedächtniß
Dein Freund, vom Tode hingerafft,
Der Welt kein anderes Vermächtniß
Als Nachhall wirrer Leidenſchaft, —

Und ruht, erlöſt des Erdenlebens
Dies Herz, das ſolche Glut durchdrang,
Wo ſo verzweifelt und vergebens
Die Liebe mit dem Haſſe rang, —

Wenn dann die Leute von ihm ſprechen,
Und du ſtehſt ſtumm, das Haupt geſenkt,
Weil man verdammt wie ein Verbrechen
Die Liebe die du dem geſchenkt:

Der dich geliebt aus Herzensgrunde,
Schuf er dir Kummer auch und Leid:
O denke nicht in jener Stunde
Des todten Freund's mit Bitterkeit!

Uns wird — das ſag' dem blöden Haufen —
Ein And'rer richten nach der Zeit,
Und heil'ges Recht iſt's, zu erkaufen
Verzeihung durch das Herzeleid.

Die Nachbarin.

Nie zur Freiheit führt mich mein Verhängniß,
Und ein Tag ſcheint ein Jahr im Gefängniß;
Gar zu hoch iſt das Gitter und dicht,
Aus der Thür läßt der Wächter mich nicht.

Ganz verzweifeln hier würd' ich im Kerker,
Hätte nicht nebenan aus dem Erker
Als ich heut in der Frühe erwacht,
Mir ein lieblich Geſichtchen gelacht.

Wie wir, ob auch getrennt, uns gefunden,
Durch gemeinſames Schickſal verbunden!
Sie blickte nach mir — ich nach ihr,
Sie wünſchte mich dort — ich ſie hier.

Früh am Fenſter mit ſpähendem Blicke
Saß ich, trauernd ob meinem Geſchicke —
Gegenüber da klirrt es, wird hell,
Hebt am Fenſter der Vorhang ſich ſchnell...

Sieh: es gleitet das Tuch wie im Winde
Von der Schulter dem lieblichen Kinde —
Sieh: jetzt ſtützt ſie den Kopf auf die Hand,
Und nach mir blickt ſie lang' unverwandt.

Doch wie bleich ihre Bruſt, ihre Wangen!
Sie ſeufzt — wonach mag ſie verlangen?
Sichtbar ſtürmiſch bewegt ſich's in ihr,
Und es nagt ihr im Herzen wie mir.

O, nicht klage ob meinem Verhängniß!
Wenn du willſt — thut ſich auf mein Gefängniß,
Und wie Vöglein des Feldes, ſo frei,
Ziehn wir dann von dannen, wir Zwei!

Stiehl mir nur die Schlüſſel im Hauſe,
Und die Wächter ſetz' nieder zum Schmauſe,
Inzwiſchen, wenn Alles beſchafft,
Vertrau' meiner eigenen Kraft.

Gieb dem Vater recht ſtarke Getränke,
Und zum Zeichen dein Tüchlein mir ſchwenke —
Doch die Nacht ſei recht dunkel und graus
Wenn wir beide entfliehen dem Haus.

Hinaus.

Wild heulen die Donner,
Laut praſſelt der Regen,
Bang' fliehen die Menſchen
Von Aeckern und Wegen —
Sie ſuchen nach Obdach
Im ſchützenden Haus: —
Ich möchte hinaus
Aus dem ſchützenden Haus!

Ich möchte hinaus,
Und lieber verkommen
In Stürmen und Blitzen,
Im Wetter und Graus,
Als länger hier ſitzen
Im ſchützenden Haus —
Ich möchte hinaus!

Napoleons Asche in Paris.

Indessen Frankreich jetzt
in Jauchzen und in Freuden
Mit wüstem Jubelschrei
empfängt den kalten Staub
Des Helden, längst gebrochen
in schweren, stummen Leiden,
Der Ketten und Verbannung Raub, —

Indessen alle Welt
wie es der Brauch hienieden,
Laut mit den Wölfen heult
und späten Weihrauch streut,
Und stolz die dumme Menge
sich aufbläht selbstzufrieden,
Vergessend die Vergangenheit, —

Fühl' ich mein Herz im Buſen
voll Zorn und Trauer ſchlagen,
Seh' ich dem Feſtgepränge
und Narrentreiben zu —
Faßt mich ein ſtark Gelüſten
dem „großen Volk“ zu ſagen:
Welch ein erbärmlich Volk biſt du!

Erbärmlich, weil du Alles
was heilig auf der Erde
Und groß den Menſchen iſt:
Ruhm, Glauben, Genius,
Getreten in den Staub
mit kindiſcher Geberde,
Mit zweifelsdummem Spötterfuß.

Die Freiheit haſt du in
ein Henkerſchwert verwandelt,
Den Ruhm haſt du erniedrigt
zum Spiel der Heuchelei,
Der Väter ächtes Gold
um Flittergold verhandelt,
Dich werth gemacht der Tyrannei.

Du fielſt ... und Er erſchien
mit Seinem ſtrengen Blicke,
An deinem dunklen Himmel
ein leuchtendes Geſtirn,
Die Völker machten Ihn
zum Lenker der Geſchicke,
Dein Leben war in Seinem Hirn!

Sein ſtolzer Purpurmantel
verhüllte deine Blöße,
Und die beherrſchte Welt
ſah ſtaunend, ſtumm und bang
Das ſchimmernde Gewand
des Ruhmes und der Größe
Das Er um deine Glieder ſchlang.

Er ſtand allein — kalt, groß,
im Kriege wie im Frieden,
Der Vater Seiner Heere,
der Fama liebſter Sohn,
Beim unterworfnen Wien,
wie bei den Pyramiden,
In Moskau's Schnee und Flammenlohn.

Was thatet ihr, Franzoſen,
damals als Er bezwungen
Auf Rußlands Eisgefilden
erlag in ſtolzer Qual?
Ihr ſchütteltet die Macht
von euch, die Er errungen,
Schlifft insgeheim den Mörderſtahl.

Bei ſeiner letzten Schlachten
verzweiflungsvollen Thaten
Habt ihr in feiger Furcht
nicht eures Schimpfs gedacht —
Habt ihr mit Sklavenſinn
wie Weiber Ihn verrathen,
Ihn anvertraut der Feindesmacht!

Er ſelber warf in Zürnen
von ſich die Herrſcherkrone
Als Er ſich heimatlos
und ſchutzlos bei euch fand;
Doch euch ein Pfand gab Er
in Seinem eignen Sohne, —
Ihr gabt den Sohn in Feindeshand!

In Ketten ward der Held
hinweg von Seinem Heere,
Dem um Ihn weinenden,
geführt zu fernem Land;
Dort einsam welkt' Er hin,
umrauscht vom blauen Meere,
Auf einsam nackter Felsenwand.

Einsam verzehrt' Er sich
in stummem, stolzen Kummer,
In unfruchtbarer
Reue Brand —
Schlicht im Soldatenmantel
ging Er zum ew'gen Schlummer,
Sein Grab grub eine Miethlingshand . . .

° ° °

Und Jahre floh'n. Und sieh:
die wind'gen Thoren kamen
Und schrie'n: „Gebt uns den Staub,
den heiligen, zurück!
In das befreite Land,
als großer Ernte Samen
Sei er geſä't zu unserm Glück!"

Ein buntbewimpelt Schiff
flog aus, daß es Ihn hole.
Er kam, und ward wie einſt
umjubelt und umdrängt,
Und in ein pomphaft Grab
in Frankreichs Metropole
Ward Sein verweſter Staub geſenkt.

So ward dem „großen Volk“
was es gewollt, beſchieden;
Den kurzen Freudenrauſch
löſt ſchon ein and'rer ab —
Die einſt vor Ihm gezittert —
ſehr mit ſich ſelbſt zufrieden
Umtanzen lärmend jetzt Sein Grab.

* * *

Doch Trauern faßt mich heute,
bedenk' ich, daß man nutzlos
Des Todten heil'ge Ruhe
geſtört mit frecher Hand,
Der ſo viel lange Jahre
verbannt, vereinſamt, ſchutzlos,
Gewartet bis Er Ruhe fand!

Und wenn der Geiſt des Feldherrn
herabſieht aus der Wolke,
Das neue Grabmal ſieht,
und hört den Lärm dabei:
Wie mag Er grimmgemuth
erzürnen ob dem Volke
Und ſeiner großen Narrethei!

Erzürnen, daß dies Volk,
das Ihn verrathen weiland,
Jetzt Seinen Staub entführt
aus ſtillem Grabes Schooß,
Wo Er zum Wächter hatte
auf fernem Felſeneiland
Den Ozean — wie Er unüberwindlich, groß!

Dem Andenken eines Freundes.

A. J. D.

Der Welt mehr geben
als ſie uns giebt,
Die Welt mehr lieben
als ſie uns liebt,
Nie um den Beifall
der Menge werben
Macht ruhig leben
und ſelig ſterben!

F. B.

I.

Ich kannte ihn; ich war mit ihm verbannt,
Durchzog den Kaukaſus mit ihm gemeinſam
In Freundſchaft, — dann zurück in's Heimatland
Warf mich mein Schickſal, wo in Trauern einſam
Mir meine lange Prüfungszeit entſchwand.
Wir hielten feſt — doch ſahn wir uns nicht wieder,
Denn eine ſchwere Krankheit warf ihn nieder
Im Kriegsgezelt, und in ſein frühes Grab
Sank, ungereift noch, Alles mit hinab
Was traumhaft, hoffnungweckend, ihn umſchwebte,
In Leid und Freude ihn begeiſterte, belebte!

II.

Sein war ein Herz, geſchaffen für das Glück,
Die Poeſie, die Ruhe ... doch vergebens!
Die ſtillen Freuden ließ er ſtolz zurück,
Früh ſtürzt' er in das wilde Meer des Lebens,
Verkannt, verhöhnt — vom Schickſal nicht verſöhnt;

Doch in der Wüſte wie im Weltgewühle
Erſtickte Nichts die kindlichen Gefühle
In ſeiner Bruſt, rein blieb er, wie er war,
Sein Wort, ſein Lächeln mild, ſein Auge klar.
Stolz wahrte er den Schatz, der ihm gegeben,
Den Glauben an die Menſchen und an ein and're Leben!

III.

Doch fern von ſeinen Freunden kam er um ...
Gott möge deinem Herzen Frieden ſchenken!
In fremdem Lande ruht es ſtill und ſtumm
Gleichwie in meiner Bruſt dein Angedenken,
Du meiner Jugend freundlicher Genoß!
Wie viele And're ſchiedeſt du von hinnen
Geräuſchlos, aber feſt, — ein hohes Sinnen
Geheimnißvoll noch deine Stirn umfloß
Als ſich zum ew'gen Schlaf dein Auge ſchloß.
Doch was du ſprachſt beim Abſchied von dem Leben
Verſtand nicht Einer derer, die dich beim Tod umgeben!

IV.

Riefſt du dein letztes Wort der Heimat nach,
Galt es dem Freund, den du zurückgelaſſen?
War's eine Klage, daß ſo früh dich brach
Der Tod — der letzte Wehruf im Erblaſſen?
Ach, Niemand weiß was deine Lippe ſprach!
Verloren klang dein letztes Wort von hinnen,
Und ſpurlos für die Welt blieb all dein Sinnen,
Alles was du gedacht, gethan, gelebt —
Wie leichter Dampf im Abendglühn entſchwebt:
Er glänzt, wird von den Winden fortgetragen,
Woher? Warum? Wohin? wer wird ihn darum fragen!

V.

Spurlos verſchwindet er am Himmel, wie
Die Liebe eines hoffnungsloſen Kindes,
Wie der Gedanke, der der Liebe nie
Sich anvertraut, vergeht, ein Spiel des Windes.
Und wer verlangt mehr von der Welt? mag ſie

Fremd bleiben Vielem was ihr Gott gegeben,
Was nützt es, ihren Beifall zu erſtreben
Und ihres Ruhmes dornenreichen Kranz?
Du dienteſt nie der Welt um Lohn und Glanz,
Verſchmähteſt ſtolz dich ihrem Joch zu neigen,
Liebteſt des Meeres Rauſchen, der blauen Ste
Schweigen,

VI.

Der dunklen Berge zackenhohe Reih'n ...
Und jetzt ſiehſt du dein einſam Grab umgeben
In wunderbarem, traulichem Verein
Von Allem was dich je erfreut im Leben:
Der endlos blauen Steppen Wüſtenein,
Die hoch der Kaukaſus im Gletſcherglanze
Strahlend umſchlingt mit einem Silberkranze —
Und, wie auf ſeinem Schild ein Rieſe ruht,
Lehnt das Gebirg ſich träumend an die Flut
Des Schwarzen Meers, den Sagen all zu lauſche
Die aus den Wogen ihm traumhaft entgegenrauſche

Trau', jugendlicher Träumer, dir ſelber nicht zu ſehr.

Que nous font après tout les vulgaires abois
De tous ces charlatans, qui donnent de la voix,
Les marchands de pathos et les faiseurs d'emphase,
Et tous les baladins qui dansent sur la phrase?

A. Barbier.

Trau', jugendlicher Träumer,
dir ſelber nicht zu ſehr,
Flieh' die Begeiſterung wie ſchlimm Erkranken!
Sie iſt ein Irrlichtleuchten
des kranken Geiſt's, nichts mehr,
Der Zorn gefeſſelter Gedanken!

Ein Zeichen ſuch' des Himmels
vergebens nicht darin,
Sie iſt der Kraft, des Blutes Ueberfließen!
In Gram und Sorge lieber
leb' deine Tage hin,
Als dieſen Gifttrank zu genießen!

Kommt dir ein Augenblick
wo wunderbar und licht
Ein jungfräulicher Quell des Schönen
Geheimnißvoll aus deiner
längſt ſtummen Seele bricht
In ſüßen, weihevollen Tönen:

O, horche nicht darauf,
halt' das Gefühl geheim,
Drück' es gewaltſam in dir nieder!
Im kaltgemeſſ'nen Vers,
im abgedroſchnen Reim
Giebt ſolch Empfinden ſich nicht wieder!

Schleicht ſich der Gram zu dir,
hat ſich dem Sturm und Graus
Der Leidenſchaft dein Herz erſchloſſen:
Tritt auf den lauten Markt
der Menſchen nicht hinaus
Mit deinem raſenden Genoſſen!

Erniedrige dich nicht
und beut nicht zum Verkauf
Was du in Gram und Zorn empfunden,
Schließ nicht in Hochmuth vor
dem Blick des Pöbels auf
Den Ausfluß deiner Herzenswunden.

Was nützt es uns zu wiſſen
wie groß, wie klein dein Leid,
Das Lodern deines Herzensbrandes,
Was uns dein thöricht Hoffen
der erſten Jugendzeit,
Das böſe Mitleid des Verſtandes?

Sieh vor dir ſpielend auf
gewohntem Wege nur
Die Menſchen all vorübergehen —
Kaum auf den Feſtgeſichtern
wirſt du der Sorge Spur,
Nie unanſtänd'ge Thränen ſehen!

Und unter dieſen Menſchen,
ſprich, iſt wohl Einer nur,
Den Gram und Sorge nie gebeugt hat,
Dem Unglück oder Schuld
nicht auch des Leidens Spur
Schon früh auf ſeiner Stirn erzeugt hat?

Glaub's: komiſch iſt dein Grollen
und Weinen dieſer Welt,
In künſtlichem Geſang erklingend —
Gleichwie ein tragiſcher,
geſchminkter Bühnenheld,
Sein Holzſchwert wie zum Kampfe ſchwingend.

Die Wolken.

Wolken am Himmelszelt, ewige Wanderer,
Die über Berg und Thal ohne Ermüden ziehn:
Floht ihr den Steppenhort, lockt euch ein anderer,
Müßt ihr, verbannt wie ich, mit mir zum Süden ziehn?

Sagt, was verbannt euch: des Schickſals Gerechtigkeit,
Eines Verbrechens Fluch, der unverſöhnlich iſt?
Heimlicher Neid und Trug, offene Schlechtigkeit,
Heuchelnder Freunde Liſt, wie ſie gewöhnlich iſt?

Nein! Ihr entflieht nur dem fruchtleeren Lande hier,
Frei ſeid ihr jeglicher feſſelnder Spannung Qual,
Kennt keine Leidenſchaft, kennt keine Bande hier,
Kennt keiner Heimat Glück, keiner Verbannung Qual!

Der Dichter.

In bunter, goldner Zier
glänzt meines Dolches Stahl;
Die feste Klinge kann nie roſten;
Sie iſt gefeit durch ein
geheimnißvolles Mahl,
Die Erbſchaft heißen Kampfs im Oſten.

Er diente ohne Lohn
dem Reiter manches Jahr
Im Heimatland wie in der Fremde;
Hat manche Bruſt durchbohrt,
ein Retter in Gefahr,
Durchſtoßen manches Panzerhemde.

Er theilte Luſt und Leid
dienſtfert'ger als ein Sklav;
Schnell rächt' er jegliches Beleid'gen,
Wo ohne goldnen Zierrath
ſcharf ſeine Klinge traf,
Galt es zu rächen, zu vertheid'gen.

Am Térek ward er des
Koſaken Beutetheil,
Der ſeinen Herrn zu Boden fällte;
Drauf unter andern Waffen
zum Kaufe lag er feil
In des Armeniers Waarenzelte.

Beraubt der alten Scheide
gleichwie der ſtarken Hand
Des Helden, der ihn einſt getragen,
Hängt er als goldnes Spielzeug
jetzt ruhmlos an der Wand,
Um keine Wunden mehr zu ſchlagen.

Es nimmt ſich keine Hand
geſchäftig ſeiner an,
Zu pflegen ihn, zu reinigen —
Niemand lieſt im Gebet
die Aufſchrift des Koran,
Zum Ruhm Allah's, des Einigen . . .

* * *

Gleichſt du nicht dieſem Dolch,
markloſer Zeitpoet!
Der du ungöttlich niedern Hanges
Um ſchnödes Gold vertauſcht
die Macht und Majeſtät
Des weltbegeiſternden Geſanges?

Wie ſchlugen einſt der Sänger
klangmächt'ge Worte ein,
Entzündend zu der Glut des Kampfes!
Das Volk bedurfte ihrer
wie des Pokals zum Wein,
Wie beim Gebet des Opferdampfes.

Sie ſchwebten über ihm
gleichwie der Geiſt des Herrn,
Und zum Gebet, gleichwie zum Sturme
Der Schlacht, entflammten ſie
die Völker nah und fern,
Wie Glockenklang vom hohen Thurme...

Die ſtolze Einfachheit
verletzt der Poeſie,
Heut will man ſchales Reimgeblinke;
Wie eine alte Schöne
verlangt die Welt, daß ſie
Die Runzeln übertüncht mit Schminke!

Verſpotteter Prophet!
erwachſt du noch einmal
Zur Rache in der Zeitumnachtung?
Oder in goldner Scheide
verdirbt der blanke Stahl,
Bedeckt vom Roſte der Verachtung?

Gebet.

Heut, Mutter Gottes! dir
nah' ich mich weihevoll,
Fromm vor dein heilig Bild
tret' ich in Andacht hin,
Nicht weil ich dankesvoll,
noch weil ich reuevoll,
Nicht um mein Seelenheil,
auch nicht vor Schlachtbeginn.

Nicht mich, den Fremdling im
eigenen Heimatland,
Den nichts mehr hoffenden
und nichts mehr nützenden,
Nein: ein unschuldig Kind
empfehl' ich deiner Hand,
Der in der kalten Welt
die Unschuld schützenden!

Die ſo des Glückes werth,
ſei nie dem Glücke fern,
Treu mög' ihr Liebe und
Freundſchaft beſchieden ſein,
Stets ihr der Bosheit
Verläumdung und Tücke fern,
Heiter die Jugend,
das Alter voll Frieden ſein!

Gieb, daß ſie ſterbend nicht
ringen noch leiden muß,
Frei laß ſie jeglicher
Sünden und Mängel ſein:
Daß ſie, wenn einſt ſie von
dieſer Welt ſcheiden muß,
Möge im Himmel dein
ſeligſter Engel ſein!

Der Nachbar.

Wer du auch ſei'ſt, im Unglück mir vereint,
Ich liebe dich wie einen Jugendfreund,
Nachbar, vom Zufall mir gegeben!
Ob auch der Eine nicht den Andern kennt,
Und uns das Schickſal auch auf ewig trennt:
Jetzt durch die Wand — und ſpäter durch das Leben.

Wenn ſpät der Abendröthe letztes Licht
Durch meine hohen Kerkerfenſter bricht
Zum Abſchiedsgruß im Untergehen;
Und auf ſein klirrendes Gewehr gelehnt,
Vor Müdigkeit der alte Wächter gähnt,
Sein greiſes Haupt zum Schlummer neigt im Stehen, —

Drück' ich mich lauſchend an die feuchte Wand,
Und deinen Liedern horch' ich unverwandt,
Und immer will es mir dann ſcheinen,
Wie voll unendlich ſchmerzlicher Gewalt,
Ob leiſe, leiſe auch das Lied erſchallt,
Als ſei dein Singen ein melodiſch Weinen

Und Liebe, Hoffnung einſt'ger, ſchön'rer Zeit,
Erwacht in mir in alter Seligkeit,
Ich höre längſt verſchollne Kunde —
Von Glutverlangen in mir regt ſich's wild
Es kocht mein Blut — vom Aug' die Thräne quillt
Gleichwie der Wehmuthklang aus deinem Munde!

Schlußwort.

„Was braucht's Dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausſpricht, iſt's Aberglaube oder Läſterung. Dem ſchwachen Geſchmäckler wird's ewig ſchwindeln an Deinem Koloß, und ganze Scelen werden Dich erkennen ohne Deuter.“

Göthe.

„Mein ganzes Leben war eine Kette trauriger und unglückſeliger Widerſprüche gegen mein Herz und meinen Verſtand.“

Lermontoff.

Am Ziele unserer poetischen Wanderung geziemt es uns wohl, einen beschaulichen Rückblick zu werfen auf Alles was wir gesehen, genossen, empfunden, — uns Rechenschaft zu geben von den Eindrücken des Weges den wir zurückgelegt.

Es war nicht ohne Absicht, daß ich die Aufzeichnung meiner eigenen Ansichten und Bemerkungen über die Lermontoff'schen Gedichte für das „Schlußwort" aufsparte. Ich wollte dem Leser in seinem Urtheil nicht vorgreifen, noch ihn durch unzeitiges Dareinreden in seinem Genießen stören.

Die Kritik folgt dem Kunstwerk wie das Urtheil der That, und nicht umgekehrt. Der Kritiker zeichnet nicht dem Künstler seine Bahnen vor, sondern er zeigt nur nachträglich Andern die Bahnen, welche der Künstler gewandelt.

Langathmige Vorreden, oder kritische Abhandlungen über Dinge, von denen der Leser noch gar nichts weiß, sind mir immer als ein ziemlich unnützer

Zeitvertreib erſchienen, wo ſie mehr bezweckten als die nöthigſten Fingerzeige und ſachlichen Erläuterungen zu geben.

Solche Fingerzeige und Erläuterungen enthält der erſte Theil dieſes Werkes in ſeiner Einleitung und ſeinen Anmerkungen gerade zur Genüge für diejenigen Leſer, denen daran liegt den Dichter aus ſeinen eigenen Werken kennen zu lernen. Möglichſt unbefangen ſoll bei fremden Erzeugniſſen dieſer Art der Leſer herantreten zum Genuſſe des ihm in reiner Schale Gebotenen, und dieſe Unbefangenheit ſoll am allerwenigſten der Ueberſetzer ſelbſt ſtören, deſſen höchſte Aufgabe es vielmehr ſein muß, ſich ganz über den Dichter vergeſſen zu machen.

Manchem meiner Leſer aber, der ſich ſolchergeſtalt nach den unmittelbar empfangenen Eindrücken ein ſelbſtändiges Urtheil über die vorliegenden Dichtungen gebildet hat, mag es jetzt angenehm ſein auch meine Meinung darüber zu hören, ſowie Näheres über den Dichter ſelbſt und über die Umſtände zu erfahren, unter welchen ſeine Erzeugniſſe zu Tage getreten ...

Zunächſt muß ich hier Rechenſchaft geben über die Quellen, woraus ich bei der Bearbeitung dieſes Werkes geſchöpft habe. Als Grundlage diente mir

eine im Jahre 1842 bei Glasunoff und Comp. in Petersburg erschienene Sammlung der Lermontoff'schen Poesieen in drei Bändchen, welche von dem ungenannten Herausgeber durch folgende Worte eingeführt wurde:

„Diese drei Bände enthalten zunächst diejenigen Gedichte Michaïl Lermontoff's, welche noch zu den Lebzeiten des Dichters in einer besondern Sammlung (1840, Petersburg) sowie in verschiedenen periodischen Blättern erschienen, ferner diejenigen Poesieen, welche nach dem Tode des Dichters in verschiedenen Ausgaben veröffentlicht wurden, und endlich Alles was uns von seinem handschriftlichen Nachlasse zu Händen gekommen ist. Alle Ausgaben der erstgenannten Sammlung sind seit lange bis auf das letzte Exemplar verkauft."

„Wir begegnen daher einem oft und dringend geäußerten Verlangen unzähliger Verehrer der Lermontoff'schen Muse, indem wir in vorliegenden drei Bänden zum Erstenmale eine vollständige Sammlung seines poetischen Nachlasses veröffentlichen....."

Hier richtet der Herausgeber an alle Bekannten und Freunde des Dichters, welche irgend noch ungedruckte poetische Andenken von ihm besitzen sollten,

die dringende Bitte, Abschriften davon an die Verlagshandlung in Petersburg einzusenden, um dadurch die Herausgabe eines vierten Bandes des poetischen Nachlasses zu ermöglichen. Zum Schluß wird noch das buchhändlerische Bedauern ausgesprochen, daß der gleich bei seinem ersten Auftreten in Rußland so enthusiastisch gefeierte junge Dichter der Literatur und seinem Volke gar zu früh entrissen sei. Weiter enthält diese zu Ende des Jahres 1842 geschriebene Einleitung über Lermontoff Nichts! Seines Jugendlebens, seiner Schicksale, der näheren Umstände seines Todes u. s. w. ist mit keinem Worte darin Erwähnung gethan.

Inzwischen wurde der Wunsch des Herausgebers der Lermontoff'schen Poesieen, die Veranstaltung eines vierten Bandes betreffend, erfüllt, und 1844 erschien dieser nur achtehalb Bogen starke, aber einige der bedeutendsten Erzeugnisse des Dichters enthaltende Band ohne weitere Vorrede und Einleitung.

Mir standen bei meiner Arbeit noch verschiedene, bisher nirgends veröffentlichte, höchst werthvolle handschriftliche Quellen zu Gebote, die ich theils Lermontoff selbst, theils einem uns gemeinschaftlichen Freunde verdanke, dessen auch in Deutschland wohlbekannten Namen ich hier leider nicht nennen darf.

Durch dieſe mir zugehörigen Handſchriften wurde ich nicht allein in den Stand geſetzt die bisher in die Oeffentlichkeit gedrungenen Gedichte Lermontoff's um eine beträchtliche Zahl zu vermehren, ſondern auch eine Menge Cenſurlücken auszufüllen, ſo daß z. B. eines der bedeutendſten Erzeugniſſe des Dichters „der Dämon", wovon die ruſſiſche Cenſur nur wenige, ganz aus dem Zuſammenhang geriſſene Stellen zum Druck erlaubt hat, hier zum Erſtenmale als abgerundetes Ganzes erſcheint.

Von den übrigen, ganz neu hinzugekommenen Gedichten ſei als bemerkenswertheſtes hier „Lermontoff's Klagegeſang am Grabe Alexander Puſchkin's" (1837) erwähnt, welches Veranlaſſung gab zu des Dichters Verbannung nach dem Kaukaſus, in deſſen majeſtätiſcher Gebirgswelt Lermontoff übrigens ſchon früher aus eigener Neigung heimiſch geworden war, wie er denn auch in ſeinem Vorgeſange zu „Ismaïl-Bey" den Kaukaſus anredet:

„Du greiſer Kaukaſus, ich grüße dich!
In deinem Reich kein fremder Gaſt bin ich:
Haſt mich ſchon früh, in meiner Jugendzeit,
Gewöhnt an deine Bergeseinſamkeit.
Und oft ſeitdem durchzogen meine Träume
Mit dir des Oſtens ſonnenhelle Räume ..."

Daß ich in meine Verdeutschung der Lermontoff'schen Poesieen nicht Alles aufgenommen was die Urschriften mir boten, sondern mich einer sorgfältigen Auswahl befleißigt habe, wird mir hoffentlich kein verständiger Beurtheiler als Fehler anrechnen.

Ausgeschieden wurden, außer verschiedenen kleineren (meistens Gelegenheits-) Gedichten, zwei größere Jugendarbeiten Lermontoff's: „Bojar Orscha", ein in russischem Boden wurzelndes, der Anlage nach sehr inhaltreiches, aber von der Censur leider sehr verstümmeltes erzählendes Gedicht; und die „Maskerade", ein vieraktiges, in gereimten Versen, vorwiegend Alexandrinern, geschriebenes Drama, worin sich ein nicht unbedeutendes dramatisches Talent beurkundet. Für die Verpflanzung dieses (meines Wissens auch in Rußland nicht zur Aufführung gekommenen) Bühnenstücks nach Deutschland würden meine Landsleute mir jedoch schwerlich großen Dank gewußt haben, zumal auch die Uebersetzung Zeugniß trägt, daß ich dabei nicht von dem frischen Hauche der Begeisterung durchweht wurde, ohne welchen poetische Arbeiten nie recht gedeihen. Ich bin daher meinem Verleger sehr zu Dank verpflichtet daß er, mehr auf die Qualität als auf die Quantität sehend, mir gestattete, von

m ihm zukommenden Manuscript nachträglich zu-
ckzuziehen und auszuscheiden, was mir dem Uebrigen
cht ebenbürtig erschien.

Ich habe Grund anzunehmen, daß Lermontoff
i der Herausgabe seiner Werke eine noch strengere
onderung vorgenommen haben würde als ich. Die
n Jahr vor seinem Tode von ihm selbst veranstaltete
ammlung seiner Gedichte umfaßt nicht viel über
0 Seiten, und die „Maskerade" und „Bojar Orscha"
ieben ebenfalls davon ausgeschlossen, obgleich diese
ichtungen schon aus dem Jahre 1835 datiren und
ne Sammlung erst fünf Jahre später erschien!

Jedenfalls wird das hier Ausgelassene durch das
u Hinzugekommene mehr als aufgewogen, so daß,
lles in Allem genommen, dem deutschen Leser
er ein reicheres und vollständigeres Ma-
rial zur Beurtheilung des russischen
ichters vorliegt, als den Russen selbst
rch ihre Sammlungen geboten wird.

Zu bedauern ist bei alledem, daß die vielen
nsurlücken in dem herrlichen Gedichte „Ismaïl-
ey" unausgefüllt bleiben mußten. Trotz meiner
elen vergeblichen Bemühungen das Fehlende herbei-
schaffen, habe ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben,

aus Rußland die letzten Bausteine zu dem — hoffentlich bleibenden — Denkmale zu erhalten, das ich dem fremden Dichter in meiner Heimat gesetzt.

Aus diesem Denkmale tritt uns die Persönlichkeit des Dichters selbst, in ganzer Naturwahrheit und Lebenswärme entgegen. Lermontoff's Werke sind seine Biographie.

Wenige Dichter haben wie er unter allen Umständen den Muth der Wahrheit vor sich selbst und vor der Muse gehabt.

Aufgewachsen in einer Welt, wo Gleißnerei und Verstellung zum guten Ton gehört, blieb er bis zu seinem letzten Athemzuge aller Lüge und Verstellung unfähig.

Getäuscht und in's Unglück gestürzt durch falsche Freunde, dazu durch sein schicksalbewegtes, unstätes Leben häufig den Armen wirklicher Freundschaft entrissen, blieb er durch Glück und Unglück unwandelbar treu in seiner Freundschaft, aber auch — unversöhnlich in seinem Hasse. Und er hatte ein Recht zu hassen, wie Wenige!

Was ihn von Innen hob, stürzte ihn von Außen; er aber hörte nicht auf, dem Gotte in seiner Brust zu opfern und die Götzen der Welt zu verspotten,

vor welchen man ihn zwingen wollte seine Kniee zu beugen und anzubeten. Verketzert um deswillen was er für heilig hielt, in Widerspruch mit Allem was ihn umgab, bestraft wenn er sprach, beargwohnt wenn er schwieg, umspäht von allen Seiten und unfähig auf die Dauer seine Gefühle und Gedanken zu unterdrücken, vertraute er sich ganz und rücksichtslos nur seiner Muse an, bei der er Trost und Ersatz fand für die Irrsale und Entbehrungen seines Lebens.

Er war nur glücklich wenn er schuf, und konnte nur schaffen wenn er begeistert war, gleichviel ob Freude, Schmerz, Zorn, Wehmuth oder Uebermuth den Anlaß dazu bot. Aber ohne solchen Anlaß, ohne wirklichen Drang von Innen warf er sich nie in die Arme der Muse, so daß alle seine Schöpfungen Gelegenheitsgedichte im Göthe'schen Sinne des Wortes sind.

Das bloße Nebeln und Schwebeln der Phantasie war ihm vollständig fremd; ob er zum Himmel oder zur Hölle blickt, er nimmt immer einen festen Standpunkt auf Erden ein.

Hieraus und aus seiner scharfen Beobachtungsgabe, verbunden mit einer vollkommenen Herrschaft über die Sprache, erklärt sich die außerordentliche Naturtreue, Korrektheit und Farbenfrische seiner Schilde-

rungen in den epischen Gedichten. Dieselbe künstlerische Gewissenhaftigkeit geht durch seine lyrischen Ergüsse, die immer ein treues Spiegelbild seiner Stimmungen sind. Wie ein Sonnenstrahl bricht die Begeisterung plötzlich in sein dunkles Leben, vereint sein Denken und Empfinden in einen Brennpunkt und es lodert auf als Gedicht.

Dieses Nahen der Begeisterung, die Freude die er daran hat und die Erleichterung die er danach fühlt, findet sich oft genug in seinen Gedichten ausgedrückt, wie z. B. in den Vorklängen zu Ismaïl-Bey:

„Auf's Neu der Brust, die leblos lang,
Ist die Begeisterung erschienen:
Den Gram, der Leidenschaft Ruinen,
Mir umzuwandeln in Gesang . . .“

Nach dem Obigen wäre Lermontoff also, wenn man ihn literarhistorisch unter Dach und Fach bringen will, zu den subjektiven Dichtern zu rechnen, da seine eigene geistige Persönlichkeit den Hauptinhalt seiner poetischen Schöpfungen bildet, und mit wenigen Ausnahmen auch da, wo er fremde Personen und Zustände schildert, sein eigenes Denken und Empfinden überall leicht erkennbar ist. Man muß sich jedoch wohl

hüten, den Schulbegriff welchen unſere Aeſthetiker an das Wort ſubjektiv knüpfen, in Betreff Lermontoff's als erſchöpfend zu betrachten. Denn obwohl dieſer Poet in ſeinen Stimmungsgedichten ſich ganz ſelbſt giebt, mit allen Licht- und Schattenſeiten ſeines Charakters, und obwohl er in ſeinen erzählenden Dichtungen meiſt ſolche Helden ſchildert, denen er ſein eigenes Denken und Empfinden unterlegen kann, wie z. B. in dem Tſcherkeſſenknaben, Ismaïl-Bey, und theilweiſe auch im Dämon, — ſo würde doch ſchon das einzige Lied von dem Zaren Iwan Waſſiljewitſch, ſeinem jungen Leibwächter und dem kühnen Kaufherrn Kalaſchnikow genügen um den Beweis zu liefern, daß Lermontoff alle Elemente zu objektiver Geſtaltung in ſich vereinte.

In ſeinem kurzen und ſtürmiſchen Leben wurde ihm zu ſolcher Geſtaltung leider zu wenig Zeit und Ruhe geboten.

Ganz konnte er dem ihm innewohnenden Geſtaltungsdrange nie widerſtehen; ebenſowenig vermochte er ſein gerechtes Zürnen und die ihm vom Schickſale aufgedrängten Betrachtungen über Welt und Menſchen, wofür er ſonſt kein Gehör fand, zu unterdrücken, und ſo entwickelte ſich in ihm auf das

Natürlichſte jene Miſchgattung der Poeſie, wo Epik und Lyrik, Handlung und Reflexion, Spott und Ernſt, antiker Schönheitsſinn und die Zerriſſenheit und ätzende Ironie des heutigen Menſchen Hand in Hand gehen, — jener Miſchgattung der Poeſie, deren erſter Hoheprieſter Lord Byron war ...

Man hat viel von dem Einfluſſe geſprochen, welchen Byron auf Lermontoff geübt.

Dieſer Einfluß kann nicht geläugnet werden. Derſelbe erſtreckte ſich nicht blos auf Lermontoff, ſondern ſchon auf ſeinen großen Vorläufer Puſchkin, wie überhaupt auf die ganze moderne ſlaviſche Kunſtpoeſie.

Alexander von Herzen ſagt darüber ſehr treffend: „Man tritt niemals aus dem intimen Verkehr mit einer kräftigen ſympathiſchen Natur, ohne einen Einfluß von ihr erlitten zu haben, ohne reifer durch ſie geworden zu ſein; ſelbſt die durch die Sympathie eines uns lieben Weſens empfangene Beſtätigung deſſen, was wir in unſerm Herzen haben, giebt uns einen Schwung, eine Sicherheit mehr; aber von dieſem Einfluß, von dieſer natürlichen Einwirkung eines großen Dichters auf einen andern, iſt es bis zum Titel des Nachahmers — weit!“

Mehr als in Byron, dem freien Sohn eines freien Landes, fand in Lermontoff, dem nur innerlich Freien aber nach Außen Gebundenen, das dämoniſche Element ſeine poetiſche Berechtigung.

Byron hatte nur mit der Unnatur, der Heuchelei und dem Blendwerk zu kämpfen, worüber die Propheten und Weiſen aller Zeiten und Länder zu klagen gehabt. Er durfte laut ſeine Stimme dagegen erheben, den Wahn bekämpfen, die Heuchler entlarven, das Blendwerk zerſtören, und die Lüge mit dem blanken Schwerte der Wahrheit zu Boden ſchlagen.

Lermontoff aber, mit der ihm angeborenen Begeiſterung für das Schöne, das ohne Tugend und Wahrheit nicht gedacht werden kann, ſah ſich allein und einſam in einer ihm fremden Welt, die man ſeine Heimat nannte. Er ſah ſich umgeben von Menſchen die ihn nicht verſtanden, oder nicht verſtehen durften, und ſchwebte ſo immer in der Gefahr, irre an ſich ſelbſt oder an der Welt zu werden. Hochgemuth trat er in die Schranken für Wahrheit und Recht, aber gleich nach den erſten Streichen wurden ihm die Hände gebunden, und ſtatt des Lorbeers ward ihm ein Dornenkranz auf die hohe Stirn gedrückt. In der Verbannung mußte er büßen für ſeine Be-

geiſterung und nur im Kerker durfte der junge Adler die Kraft ſeiner Flügel erproben. Was Wunder, daß ihm da die Zornesadern öfter ſchwollen, als andern Dichtern, und daß ſein Grollen dann in gewaltigen Akkorden der jugendſtarken Bruſt enttönte!

Die Schickſale Lermontoff's dürfen bei einer gerechten Würdigung ſeiner Gedichte nicht außer Acht gelaſſen werden. Manches erklärt ſich daraus und Manches entſchuldigt ſich dadurch. Ein poetiſcher Wehruf hinter Kerkergittern macht uns einen andern Eindruck als das effekthaſchende Gähnen eines gelangweilten Dichterlings, oder die empfindſamen Schwanenlieder frömmelnder Herzens- und Schmerzensreimlinge.

Daß bei Lermontoff's gewaltigen Zornesklängen hin und wieder Mißtöne mit unterlaufen, daß manches harte Wort, manches grelle Bild hätte können vermieden werden, will ich nicht läugnen. Aber wo iſt ein Dichtergarten, in welchem alles Unkraut fehlt?

Es wäre mir ein Leichtes geweſen, manche Unebenheit auszugleichen, manche bittere Stelle zu überzuckern, aber ich wollte meinen Leſern den Dichter ganz vorführen wie er iſt; mit den Furchen des Leidens und Denkens auf ſeiner Stirn, mit dem Ausdruck des Spottes um ſeine Lippen — aber Alles

verklärt durch das Feuer der Begeiſterung in ſeinem ſeelenvollen Auge.

Es iſt gerecht, zu bemerken, daß die etwaigen Vorwürfe welche man den Gedichten machen könnte, nur in wenigen Fällen den Dichter ſelbſt treffen, weil es dieſen wohl immer, in guten wie in böſen Stunden, drängte ſeiner Begeiſterung Worte zu leihen, aber nie, vor die Oeffentlichkeit damit zu treten. Die Verſe:

„Nicht um die Gunſt der Menge zu erſtreben
Sing' ich mein Lied — denn kein Verlangen hegt
Nach ſolchem Kranz, wer Stolz im Buſen trägt:
Geſang und Liebe ſind des Dichters Leben,
Das ohne dieſe grau und öde ganz,
Wie nächt'ger Himmel ohne Sternenglanz."

ſind ihm aus tiefſter Seele geſchrieben.

Wie ſchon oben bemerkt gab Lermontoff ſelbſt nur eine verhältnißmäßig ſehr kleine Anzahl ſeiner Gedichte heraus, und auch dieſe mußten ihm von ſeinen Freunden erſt abgedrungen werden um an die Oeffentlichkeit zu treten. Alle Gründe dieſer ſeltenen Enthaltſamkeit genau anzugeben, dürfte Niemand im Stande ſein; gewiß iſt, daß ſein ſtolzer Ekel vor der Cenſur eine Hauptrolle dabei ſpielte:

„Denn die Cenſur beſchränkt ſtets mein Talent,
Wenn ſich's entwickeln will, auf ein Fragment."

Fortdauernde Widerwärtigkeiten des Lebens üben auf ſchwache und ſtarke Gemüther eine ſehr verſchiedene Wirkung, wie Glas zerſplittert und Eiſen ſich ſtählt unter den Schlägen des Hammers. Lermontoff's Charakter war ein alſo geſtählter, der um ſo heftiger wieder aufſchnellte, je mehr man ihn niederdrücken wollte.

Er konnte dem Schickſal das ihn verfolgte nicht widerſtehen, und wollte ihm doch nicht unterliegen. Er war zu ſchwach es zu beherrſchen, und zu ſtolz ſich davon beherrſchen zu laſſen.

Daher die zürnende Glut, die ſtürmiſche Unruhe in vielen ſeiner Dichtungen, in denen Himmel und Erde ſich wiederſpiegeln wie im ſturmbewegten Meere bei Gewitterleuchten.

Daher auch jene Verbitterung und Reizbarkeit, wodurch er im Leben oft ſeine beſten Freunde zurückſtieß und zu verſchiedenen Duellen Anlaß gab, deren erſtes langwierige Feſtungsſtrafe und deren letztes ſeinen frühen Tod zur Folge hatte. († $\frac{15}{27}$. Juli 1841.)

Ob er dies letzte Duell herbeigeführt durch unvorſichtiges Spötteln und Witzeln, wie Einige behaupten — oder ob ſein Gegner, H. v. Martynoff, ihn nur forderte weil er ſich — wie Andere behaupten

— beleidigt fühlte durch verschiedene Stellen in einem Romane*) Lermontoff's, welche Anzüglichkeiten auf seine Familie enthalten sollten, will ich hier unentschieden lassen. Lermontoff's Sekundant, H. v. Gleboff, der seinem erschossenen Freunde die Augen zudrückte, erzählte mir die Geschichte im letzteren Sinne.

Gewiß ist, daß Lermontoff, wie er sich in dem Haupthelden seines Romans selbst mit etwas grellen Farben malt, in ähnlicher Weise auch die andern darin spielenden Figuren nach der Natur gezeichnet, so daß es den Urbildern nicht schwer werden konnte sich wiederzuerkennen.

Das Buch ist in schöner und gedankenreicher Prosa geschrieben und liefert einen vortrefflichen Kommentar zu der Duma:

„In Trauern blick' ich hin auf das Geschlecht von heute,
Wie es die künstlich-frühe Reife büßt" 2c.

---

*) Man hat von diesem Romane „der Held unserer Zeit" verschiedene Uebersetzungen im Deutschen. Ein in sich abgeschlossenes Bruchstück daraus: „Bela" hat Varnhagen von Ense mit der ihm eigenthümlichen Formvollendung wiedergegeben. Die neueste Uebertragung des ganzen Romans, welche mir erst eben beim Schreiben dieses Schlußwortes zu Händen kommt, ist von Dr. A. Boltz in Berlin.

Ein zu Ende der Erzählung geschildertes Duell, wo derjenige dem es durch das Loos bestimmt ist das feindliche Feuer zuerst auszuhalten, sich an den Rand eines Abgrundes stellen muß, um bei erheblicher Verwundung gleich einem sichern Tode entgegenzustürzen, veranschaulicht merkwürdigerweise ziemlich genau die Art wie Lermontoff später selbst um's Leben gekommen.

Erklärlich wird diese überraschende Aehnlichkeit der Lage durch den Umstand, daß Lermontoff grundsätzlich ein abgesagter Feind des Duells war, aber wenn er dazu gezwungen wurde, weder ein Kinderspiel daraus machen noch sich zum Krüppel schießen lassen wollte, sondern solche Anstalten traf, daß Einer von Beiden unvermeidlich auf dem Platze bleiben mußte.

Er hatte den Muth das Duell als eine der schlimmsten Ausgeburten menschlicher Thorheit zu brandmarken, und hatte nicht den Muth sich von dieser Thorheit ganz fern zu halten. Er suchte sie nicht, aber ging ihr auch nicht aus dem Wege. Er wußte und sang:

„Wie Männer in des Geistes Kindheit
Stets voll sind von dem Muth der Blindheit,"

und zog es doch vor, mit offenem Auge dieſen Muth der Blindheit zu zeigen, als ſich über die Meinung und das Gerede von Menſchen hinwegzuſetzen, die er von Grund ſeines Herzens verachtete! Solcher Widerſprüche finden ſich viele in ſeinem Leben, aber ſie alle laſſen ſich auf die Hauptquelle ſeiner Leiden zurückführen, und in den meiſten Fällen dadurch entſchuldigen.

Es iſt geradezu unmöglich, daß ein Menſch unter ähnlichen Verhältniſſen nicht zuweilen aus dem Gleichgewichte gebracht werde. Höhere Einſicht wird dem Weiſen die Thorheiten der Welt zeigen, aber ihn nie ganz davor wahren, ihn nie ganz den Einflüſſen ſeiner Umgebung entziehen.

Bei der Beurtheilung eines hervorragenden Geiſtes darf jedoch nicht *das* maßgebend ſein was er mit der unter ihm ſtehenden Menge gemein hat, ſondern *das* was ihn davon unterſcheidet, was ihn darüber emporhebt.

Lermontoff's Fehler theilte ſo ziemlich die ganze jüngere Generation der ruſſiſchen Ariſtokratie mit ihm; in ſeinen Vorzügen aber ſtand er allein. Das richtigſte Bild von ihm werden immer ſeine Werke geben, wo er ſich ganz zeigt wie er war, während er im Leben ſich meiſt nur zeigte, wie er *ſcheinen* wollte. Man

darf dies nicht von der ſchlimmen Seite auffaſſen, denn wo er eine Maske vorſteckte, that er es nie in ſchlimmer Abſicht. Er war unglücklich, aber zu ſtolz ſein Unglück zu zeigen; darum verbarg er den Schmerz unter der Maske der Heiterkeit und zu ſeinen beißendſten Witzen gaben ſeine Thränen das Salz her.

„Klagt nicht ob meinen Leiden
In dieſen Kerkermauern —
Ich laſſe euch eure Freuden,
Und ſchenke euch euer Bedauern!“

* * *

Als Streiflicht auf Lermontoff's äußere Erſcheinung mögen hier die Eindrücke meiner erſten Begegnungen mit ihm ihre Stelle finden, ſoweit dieſelben in meiner Erinnerung lebendig geblieben, denn leider bin ich in Rußland ſelten dazu gekommen ein regelmäßiges Tagebuch zu führen, einmal weil ich von jeher ein langſamer und ſchwerfälliger, immer des geiſtigen Wiederkäuens meiner Eindrücke bedürftiger Schreiber war, und dann, weil mich meine — vielleicht übertriebene — Vorſicht abhielt meinem Gedächtniſſe anders als an ſeiner ſchwachen Stelle, d. h. durch Zahlen und Namen nachzuhelfen.

Es war zu Moskau im Winter $18\frac{40}{41}$, kurz vor Lermontoff's letzter Reise nach dem Kaukasus, als ich an einem trüben Sonn- oder Festtage mit Paul von Alßufiew, einem sehr geistreichen jungen Russen, in einer damals sehr fleißig von den moskowischen Bojarensöhnen besuchten französischen Restauration zu Mittag speiste.

Es gesellten sich während des Essens noch einige Bekannte zu uns, worunter ein junger Fürst von auffallend schöner Gesichtsbildung und etwas beschränktem Verstande, aber großer Gutmüthigkeit, da er alle Witze welche die Andern über ihn rissen, gemüthlich über sich ergehen ließ.

Der leichte Witz, das Schaumschlagen des Geistes, das schnelle Zusammenklappen kontrastirender Aeußerlichkeiten — mit einem Worte: der französische Esprit ist dem vornehmen Russen meist so geläufig wie die französische Sprache.

Wir waren schon beim Champagner. Unsere Gläser flossen über von dem schneeigen Schaume, wie die Lippen meiner Tischgenossen von guten und schlechten Witzen, während ich, damals ein frischer und pausbackiger, aber ziemlich unbeholfener und sentimentaler Jüngling von noch nicht 22 Jahren,

mehr zuhörte als mitſprach, und mich unter dieſer glatten, ſchon ziemlich verlebten Geſellſchaft eigenthümlich genug ausnehmen mochte.

„Ah, Michaïl Juritſch!“ riefen plötzlich ein paar meiner Tiſchgenoſſen einem eben eintretenden jungen Offizier entgegen, der Herrn v. Alßufiew durch einen leichten Schlag auf die Schulter, den jungen Fürſten durch ein „Nun, wie geht's, du Schlaukopf!“ (Umnik) und die übrige Geſellſchaft durch einen kurzen „guten Abend!“ begrüßte. Der Eingetretene war ein Mann von vornehm ungezwungener Haltung, mittler Statur und ungemeiner Elaſtizität der Bewegung. Er bückte ſich, als er beim Herausreißen des Taſchentuchs, um ſich den aufgethauten Schnurrbart abzutrocknen, eine Cigarrenbüchſe oder Brieftaſche auf das Parquet fallen ließ, mit ſolcher Geſchmeidigkeit, als ob ihm alle Knochen gebrochen wären, obgleich man nach Bruſt und Schultern auf ziemlich ſtarke Knochen ſchließen konnte.

Das enganliegende, blonde, zu beiden Seiten leicht gekräuſelte Haar ließ die ungewöhnlich hohe Stirn ganz frei. Das große, ſeelenvolle Auge ſchien an dem ſpöttiſchen Ausdruck, der den feingeſchnittenen Mund des jungen Offiziers umzuckte, keinen Theil zu haben.

Er war augenſcheinlich nicht im Paradeanzuge. Um den Hals trug er ein nachläſſig geſchlungenes ſchwarzes Tuch, unter welchem der nicht ganz zugeknöpfte und nicht mehr ganz neue Uniformrock, von welchem die Epauletten abgenommen waren, blendend feine Wäſche durchſchimmern ließ.

Wir hatten bis dahin franzöſiſch geſprochen. Alßufiew ſtellte mich dem Ankömmlinge in derſelben Sprache vor. Dieſer wechſelte ein paar flüchtige Phraſen mit mir und ſetzte ſich dann zu uns um zu eſſen. Bei der Wahl der Speiſen, dem Rufen und Fortſchicken des Kellners, gebrauchte er gegen dieſen Ausdrücke, die freilich im Munde der meiſten — um nicht zu ſagen aller — Ruſſen ſehr geläufig ſind, die mich aber bei dieſem Gaſte — es war Michaïl Lermontoff — ſehr unangenehm berührten; Ausdrücke, die jeder Fremde in Rußland zuerſt verſtehen lernt, weil er ſie täglich und überall hört, die aber kein Fremder von Bildung — es müßte denn ein Grieche oder Türke ſein, bei welchen genau dieſelben Ausdrücke heimiſch ſind — wagen wird durch das geſchriebene Wort in ſeine Mutterſprache zu überſetzen.

Als Lermontoff in Haſt einige Biſſen von

verſchiedenen Schüſſeln heruntergeſchluckt und ein paar Gläſer Wein nachgeſtürzt hatte, wobei er ſeine feinen, ſorgfältig gepflegten Hände nicht unter den Tiſch ſteckte, — wurde er ſehr geſprächig, und was er ſagte, muß witzig oder komiſch genug geweſen ſein, da er verſchiedene Male durch ein gründliches Gelächter unterbrochen wurde. Mir blieben die Witze leider unverſtändlich, da er abſichtlich nur ruſſiſch, dazu ſehr ſchnell ſprach, und ich damals das Ruſſiſche nicht hinlänglich verſtand um ihm folgen zu können. Ich merkte nur, daß ſein Witz ſich um Perſönlichkeiten drehte, ein paar mal aber an dem Witze Aßufiew's ſo derb abprallte, daß er es für gut fand nachher ausſchließlich den jungen Fürſten zur Zielſcheibe zu nehmen.

Eine Zeitlang ertrug dieſer Lermontoff's Witzeleien mit gewohnter Gutmüthigkeit; auf die Dauer wurde es ihm aber doch zu ſtark, und er wies den Sprudelkopf zuletzt mit einer würdevollen Bemerkung zurück, welche zeigte, daß er bei aller Beſchränktheit des Verſtandes doch das Herz auf dem rechten Flecke hatte.

Es ſchien Lermontoff aufrichtig leid zu thun, den Fürſten, ſeinen Jugendfreund, beleidigt zu haben,

und er gab sich alle Mühe ihn wieder zu versöhnen, was ihm auch bald gelang.

Ich hatte Lermontoff damals schon aus seiner ersten, im Jahre 1840 erschienenen, Gedichtsammlung kennen und lieben gelernt, aber an jenem Abend machte er mir einen so wenig angenehmen Eindruck, daß ich nicht die geringste Neigung verspürte ihm persönlich nahe zu treten. Die ganze Unterhaltung seit seinem Eintreten war mir in's Ohr geklungen als ob Jemand auf Glas gekritzelt hätte.

Ich habe es, vielleicht zu meinem Schaden, nie im Leben über mich gewinnen können, bei einem gesellschaftlichen Störenfried, mochte er sonst eine Stellung einnehmen welche er wollte, die ersten Schritte der Annäherung zu thun, oder die Unarten berühmter oder begabter Männer durch ihre Berühmtheit oder Begabung zu entschuldigen. Ich habe häufig gefunden, daß man ein gründlicher Gelehrter, leidlicher Tastenschläger, Poet oder Schriftsteller sein, und dabei im Umgange gründlich unleidlich erscheinen kann. Der Regel nach ist in meinem Umgange mit Menschen die erste Begegnung immer entscheidend gewesen; bei Lermontoff wurde mein erster un-

angenehmer Eindruck bald durch angenehmere Eindrücke in den Hintergrund gedrängt.

Schon am nächsten Abend, wo ich ihn im Salon der Frau v. Momonoff wiedertraf, lernte ich ihn in seiner ganzen Liebenswürdigkeit kennen, und er konnte sehr liebenswürdig sein.

Gab er sich Jemand hin, so that er's mit ganzer Seele, aber es mochte wohl selten im Leben vorkommen. Die intimsten und beständigsten freundschaftlichen Beziehungen unterhielt er mit der geistreichen Gräfin Rastoptschin, die deshalb wohl am meisten befähigt sein möchte, Aufschlüsse über seinen Charakter zu geben.

Von Leuten, die ihn nicht hinlänglich genau kannten, um seine Schwächen seiner überwiegenden vortrefflichen Eigenschaften wegen zu übersehen, wurde er meist gemieden, da sein etwas bissiger Witz öfter mit ihm durchging als gut war. Uebrigens konnte er auch weich und sanft sein wie ein Kind, und im Allgemeinen war eine tiefernste, oft melancholische Stimmung bei ihm vorherrschend.

Dieser tiefe Ernst bildete den Grundzug seines edlen Gesichtes, wie derselbe auch durch alle seine bedeutenderen Schöpfungen geht, zu welchen die

leichteren, witzigen Gedichte in demselben Verhältnisse stehen, in welchem der spöttelnde Zug um seine feingeschnittenen Lippen zu seinen großen, seelenvollen Augen stand.

Das prometheïsche Schicksal Lermontoff's haben viele seiner Landsleute mit ihm getheilt, aber keinem hat wie ihm der Schmerz solche Thränenperlen ausgepreßt, im Leben ihm das Herz zu erleichtern und im Tode ihm einen Ruhmeskranz um seine bleiche Stirn zu schlingen.

Es wiederholte sich bei Lermontoff was die Sage des Morgenlandes vom Erzvater Abraham erzählt, daß König Nimrud ihn in's Feuer werfen ließ, weil er Jehovah höher stellte als die Götter der Heiden. Aber siehe, Jehovah erbarmte sich seiner und verwandelte die lodernden Flammen in kühlende Rosen.

* * *

Um Lermontoff's Stellung als Dichter in der russischen wie in der Welt-Literatur richtig zu würdigen, muß man zunächst in's Auge fassen: daß er sich am größten zeigt wo er am volksthümlichsten ist, und daß doch der höchste Ausdruck dieser Volksthümlichkeit (S. das Lied vom Zaren Iwan Wassil-

jewitsch) nicht des geringsten Kommentars bedarf um überall verstanden zu werden. Es ist dies umsomehr zu bewundern, als die hier geschilderten Sitten und Eigenthümlichkeiten den Nichtrussen ebenso fern liegen wie das vom Dichter gewählte Versmaß, welches erst durch meine Nachbildungsversuche in Deutschland bekannt geworden ist, und in Rußland etwa dieselbe Bedeutung hat wie bei uns die Nibelungenstrophe.

Das Gedicht ist von wahrhaft homerischer Treue, Erhabenheit und Einfachheit, und hat auch in verschiedenen deutschen Hauptstädten, wo es von geschickten Rhetoren vorgetragen wurde, den mächtigsten Eindruck auf die Zuhörer gemacht. Da das Gedicht ein Stück russischer Vergangenheit wiedergiebt und ganz in russischem Boden wurzelt, so mag es vielleicht manchem Leser interessant sein, das Urtheil eines berühmten russischen Kritikers, Schewyrew, den man in keiner Hinsicht zu den Lobhudlern Lermontoff's rechnen darf, darüber zu hören: „Man kann nicht genug darüber erstaunen, wie vortrefflich der Dichter es verstanden hat, alle charakteristischen Eigenschaften unserer alten Volkslieder sich anzueignen. Nur in sehr wenigen Versen ändert er den Volston. Wenn jemals eine freie Nachbildung den Rang eigener

Schöpfung erhalten kann, so ist es sicher hier der Fall; denn ein der Zeit nach uns weit entrücktes russisches Gedicht nachahmen, ist eine weit schwerere Aufgabe als einen poetischen Zeitgenossen nachahmen, dessen Gedanken in unserem geistigen Sein sich bewegen. Dazu hat der Inhalt des Gemäldes historische Bedeutung und der Charakter des Leibwächters wie des Kaufmanns ist rein volksthümlich."

Von den übrigen Erzeugnissen Lermontoff's stellen die russischen Kritiker den „Tscherkessenknaben" oben an, wie denn auch unser Robert Prutz dieses Gedicht mit Recht „ein köstliches Juwel der Poesie" nennt. Ich, für meine Person, möchte „Ismaïl-Bey" den Vorzug geben; doch kann hier, wo sich so ziemlich überall eine gleiche poetische Kraftfülle offenbart, natürlich nur von einem „mir gefällt dies besser" die Rede sein.

Lermontoff hat dies mit den großen Dichtern aller Jahrhunderte gemein, daß seine Dichtungen die Zeit, in welcher sie sich bewegen, auf das Treueste wiederspiegeln mit all ihren guten und schlechten Eigenthümlichkeiten, ihrer Weisheit und ihrer Thorheit, und daß sie zugleich beitragen ein gutes Theil dieser schlechten Eigenthümlichkeiten und dieser Thorheit abzustreifen.

Unſer Dichter unterſcheidet ſich von ſeinen Vorgängern und Zeitgenoſſen aber dadurch, daß er zuerſt der Naturſchilderung ein breiteres Feld in der Poeſie anwies und daß er auf dieſem Felde bis jetzt unerreicht daſteht.

Er hat in ſeinen Schilderungen die ſchwierige Aufgabe gelöſt, zugleich den Anforderungen des Naturforſchers und des Aeſthetikers gerecht zu werden.

Ob er die Bergrieſen des vielgegipfelten Kaukaſus vor uns aufſteigen läßt, daß unſere Blicke ſchwindeln vor den Schneekuppen über uns und den Abgründen unter uns; — ob er den Gießbach aus der Felswand lockt,

„von ſteilen Höhn, wo ſelbſt der Gemſe bang,"

ihn ſich krümmen macht „wie gebogenes Glas" in Abgründen verſchwindend, neue Zuflüſſe ſammelnd und „in trüber Flut" wieder hervorrauſchend; ob er die Berghütten und Wälder des Dagheſtan, oder die Blumen malt die auf Georgiens quellendurchrauſchten Fluren blühn; ob er die Wolken zeigt die am blauen, endloſen Himmel ziehn, oder den Renner der über die blaue, endloſe Steppe fliegt; ob er die heilige Stille des Waldes, oder das wilde Getöſe der Schlacht ſchildert: immer iſt er wahr und naturtreu

bis in die kleinſten Einzelheiten; unſern Augen liegt Alles farbenbeſtimmt offenbar und doch weht ein geheimnißvoller poetiſcher Duft aus allen ſeinen Gebilden, als ob die Wälder, die Blumen, die Wieſen uns unmittelbar ihren Wohlgeruch entgegenhauchten.

Der Kampf des Tſcherkeſſenknaben mit dem Tiger, der Fauſtkampf auf der Mosqua, die Schlachtſcenen aus Ismaïl-Bey, Stellen wie:

„In trüber Flut brauſt der Argun durch's Land,
Des Winters Feſſeln ſind ihm unbekannt,
Nie unter Eiſesdruck ward er gebeugt,
Denn ſelbſt von Eis und Schnee ward er gezeugt" ꝛc.

oder:

„Schon iſt bei hellem Sternenſchein
Der Abend ganz hereingebrochen;
Aus tiefzerklüftetem Geſtein
Kommt eine Schlange angekrochen.
Sie ſpielt und hebt ſich — bleibt dann träge
Sich krümmend, liegen auf dem Wege," ꝛc.

ferner wie Habſhi-Abrék ſich mit dem blutigen Haupte Leila's auf's Pferd ſchwingt:

„Doch wunderſame Furcht erfaßt
Das treue Thier, und ſträubend wehrt
Es ſich der Bürde, fletſcht die Zähne,
Nagt am Gebiſſe, ſträubt die Mähne,

Scharrt wild die Erde mit dem Huf,
Hört wiehernd nicht des Reiters Ruf,
Bäumt sich und will nicht von der Stelle." ꝛc.

und unzählige andere Stellen aus den kaukasischen Gedichten gehören zu dem Schönsten was die Poesie zu bieten vermag.

Zwei der berühmtesten Gelehrten der Neuzeit, Alexander von Humboldt und Christian Oersted, haben — der erstere in seinem Kosmos (Th. II. S. 1—103), der zweite in seiner Abhandlung über das Verhältniß der Naturwissenschaft zur Dichtkunst (der Geist in der Natur, Th. II. S. 1—52) mit Nachdruck darauf hingewiesen, wie es an der Zeit sei, den Forschungen und Entdeckungen der Naturwissenschaft ihre Mitwirkung zur Bildung des mehr erweiterten Schönheitsreiches, das unser Jahrhundert fordern muß, in höherem Grade einzuräumen als solches bisher geschehen.

„Wenn — sagt Humboldt — die sogenannte „beschreibende Poesie" als eine eigene, für sich bestehende Form der Dichtung mit Recht getadelt worden ist, so trifft eine solche Mißbilligung gewiß nicht ein ernstes Bestreben, die Resultate der neueren inhaltreicheren Weltbetrachtung durch die Sprache, d. h.

durch die Kraft des bezeichnenden Wortes, anschaulich zu machen. Sollte ein Mittel unangewandt bleiben, durch welches uns das belebte Bild einer fernen, von Anderen durchwanderten Zone, ja ein Theil des Genusses verschafft werden kann, den die unmittelbare Naturanschauung gewährt? Die Araber sagen figürlich und sinnig, die beste Beschreibung sei die, „in welcher das Ohr zum Auge umgewandelt wird." Es gehört in die Leiden der Gegenwart, daß ein unseliger Hang zu inhaltloser poetischer Prosa, zu der Leere sogenannter gemüthlicher Ergüsse, gleichzeitig in vielen Ländern, verdienstvolle Reisende und naturhistorische Schriftsteller ergriffen hat ... Naturbeschreibungen, wiederhole ich hier, können scharf umgrenzt und wissenschaftlich genau sein, ohne daß ihnen darum der belebende Hauch der Einbildungskraft entzogen bleibt."

Wer sich die lehrreiche Mühe giebt, die angeführten Schriften selbst im Zusammenhange zu lesen, wird finden daß Lermontoff in seinen Poesieen ein gutes Theil von dem erfüllt hat, was die beiden großen Gelehrten als ein Bedürfniß der Zeit anerkennen und als lebhaften Wunsch aussprechen.

Man nenne mir eines der vielen dickbändigen geographischen, historischen und anderen Werke über

den Kaukaſus, aus welchem man die charakteriſtiſche Natur dieſes Gebirges und ſeiner Bewohner ſo lebendig, wahr und treu kennen lernte, als aus einer der größeren, im Kaukaſus ſpielenden, Lermontoff'ſchen Dichtungen.

Ich muß es hier bei allgemeinen Fingerzeigen, bei Hinweiſungen auf das Wichtigere bewenden laſſen, wenn das „Schlußwort" nicht an Umfang die Gedichte ſelbſt übertreffen ſoll. Zu dieſem Wichtigeren aber rechne ich vor Allem die Feuerprobe eines hervorragenden Dichters: daß er auf der Höhe ſeiner Zeit ſteht, das Zeitliche in ſeinen Gedichten treu wiederzugeben und doch Ewiges hineinzulegen weiß. Denn zu der bloßen Kunſt irgend eine luſtige oder traurige Geſchichte in Vers und Reim zu bringen, reicht eine ſehr geringe Begabung aus, zumal bei geſchulten Leuten das Verſemachen und Reimen, gleichwie das Klavierſpielen, eine ziemlich allgemeine Kunſt geworden, obwohl die Poeſie durch Verallgemeinerung der Reimkünſtelei ſo wenig gewonnen hat wie die Muſik durch Verallgemeinerung des Klavierklimperns. Trotzdem iſt das Eine wie das Andere zur Förderung des Schönen nicht ohne Nutzen. Das Intereſſe an der Kunſt wird dadurch geweckt und die Empfänglichkeit dafür geſteigert.

* * *

In der Einleitung zum ersten Bande dieses Werkes habe ich Puschkin den poetischen Vater Lermontoff's genannt. Es bleibt mir übrig hier kurz die Familienähnlichkeit Beider nachzuweisen und den Punkt anzudeuten wo sie auseinandergehen.

Die poetische Kraft Puschkin's — von welcher die bisher erschienenen metrischen Uebersetzungen dieses Dichters den Deutschen nur eine schwache Idee geben*) — äußerte sich in seinen reiferen Schöpfungen zu volksthümlich und mit zu großer Herrschergewalt, als daß die Jüngeren hätten seinem siegreichen Einflusse widerstehen können, der eben da am größesten war, wo ihm — in Lermontoff — die größte Begabung entgegenkam.

Lermontoff zeigte sich dadurch als würdiger Nachfolger seines großen Vorgängers, daß er sein reiches Erbtheil sich und seinem Volke zu Nutze zu machen wußte, ohne in sklavische Nachahmung zu verfallen. Er lernte von Puschkin die Einfachheit

*) Dagegen ist die Verdeutschung einer Puschkin'schen Novelle: „die Kapitänstochter" von Wilhelm Wolffohn, sowie das ganze Werk, welches dieser ebenso sachkundige wie elegante Uebersetzer unter dem Titel „Rußlands Novellendichter" vor einigen Jahren herausgegeben hat, sehr zu empfehlen.

des Ausdrucks, das richtige Maß der Freiheit in der Gebundenheit; er lauschte ihm die Geheimnisse der Form ab. Einige seiner früheren lyrischen Gedichte — wovon ich eines „der Zweig aus Palästina" aufgenommen habe — erinnern unwillkürlich an Puschkin; eine gewisse formelle Aehnlichkeit mit Puschkin geht noch durch verschiedene andere seiner Dichtungen, wie z. B. „die Rentmeisterin"; aber größer und bestimmter als diese Aehnlichkeiten sind die Gegensätze welche sich im Charakter und in den Werken beider Dichter offenbaren. Jene Aehnlichkeiten sind etwas mehr Zufälliges, Aeußerliches, Gegebenes; diese Gegensätze sind das Charakteristische, von Innen heraus Entwickelte oder Gewordene der beiden Dichter-Individualitäten.

Die poetischen Mittel Puschkin's und Lermontoff's waren so ziemlich dieselben, gleichwie die Umstände unter welchen sie sich entwickelten; nur die Entwicklung selbst war verschieden.

Beide Dichter mußten die ersten poetischen Ausbrüche ihres jugendlichen Freiheitsdranges durch Verbannung büßen. Puschkin kehrte aus der Verbannung zurück — Lermontoff starb in der Verbannung.

Puschkin fand eine Brücke der Verständigung und Versöhnung mit den Menschen und Zuständen die

er auf das Glühendste bekämpft hatte, denen er unversöhnlichen Haß geschworen! Lermontoff fand eine solche Versöhnung nie und wollte sie nicht finden, weil sie ganz nie stattfinden konnte, und ihm alles Halbe verhaßt war.

„Puschkin — sagt Herzen, der ihm im Leben nahe gestanden — war vor Allem Künstler, und mit den Bedingungen, seiner Kunst in behaglicher Existenz leben zu können, nahm er es nicht allzugenau."

Bei Lermontoff dagegen waren Kunst und Leben Eins; er konnte den Künstler nie vom Menschen trennen. Darin liegt der große Unterschied zwischen Beiden!

Man klagte Lermontoff an daß er in stolzer Verblendung sich seiner Heimat entfremde, sein Vaterland nicht liebe. Er antwortete in dem erhabenen Gedichte, welches beginnt:

„Wohl hab' ich Liebe für mein Vaterland,
Doch Liebe eigner Art, die zu bemeistern
Nicht mehr vermag der prüfende Verstand.
Für Barbarei kann ich mich nicht begeistern,
Nicht in der Jetztzeit, nicht im Alterthum.
Ich liebe nicht den bluterkauften Ruhm,
Ich liebe nicht die stolze Zuversicht
Die sich auf Bajonette stützt ..."

Puſchkin lernte ſich zu begeiſtern für dieſen Ruhm, für dieſe ſtolze Zuverſicht; er feierte ſie in ſeinen Geſängen. Lermontoff giebt uns auch kunſtvollendete Schlachtſchilderungen, aber ohne ſich dafür mehr zu begeiſtern, als dem Künſtler Noth thut, um etwas lebendig darzuſtellen; er nimmt dabei einen höheren Standpunkt ein als Puſchkin. Den unübertrefflich geſchilderten Kampfſcenen in „Walerik“ folgt die Betrachtung:

„Platz iſt für Alle in der Welt,
Und glücklich könnt ihr ſein hienieden —
Ihr aber brecht den Gottesfrieden,
In Haß und Zwietracht geht ihr um,
Und ſchlagt einander todt — warum?“

Welch ein heiliger Ernſt es Lermontoff mit der Kunſt war, ſpricht ſich deutlich genug in ſeinem Klagegeſange an Puſchkin's Grabe, in der dramatiſchen Scene: Dichter, Leſer und Journaliſt, in den erhabenen Gedichten: der Prophet, der Dichter, ſowie in den zerſtreuten Betrachtungen aus.

Und wie tief er in den Herzen der Menſchen las, wie richtig er ſeine Zeit erkannte, wie engverbunden bei ihm Kunſt und Leben waren, davon trägt am beſten Zeugniß das weihevolle Gedicht, welches beginnt:

„In Trauern blick' ich hin auf das Geſchlecht von heute,
Wie es die künſtlich-frühe Reife büßt,
Früh ſchon des Zweifels, der Erkenntniß Beute,
In eine Zukunft ſchaut, die dunkel oder wüſt . . ."

* * *

Soll ich noch ein paar Worte über Lermontoff's Erziehung und Kenntniſſe ſagen? Einzelheiten aus ſeiner Jugendzeit weiß ich nicht zu berichten. Der Grund daß es Allen, die über ihn geſchrieben haben, an poſitiven Daten dieſer Art fehlt, iſt wohl hauptſächlich in dem Umſtande zu ſuchen, daß ſein unſtätes Leben und ſein früher Tod ihm und Andern zu biographiſchen Aufzeichnungen keine Zeit und Gelegenheit boten. Wer denkt daran, einen jungen Dichter, der ſich eben aufthut, gleich nach ſeinen Schulzeugniſſen und Kindheitsanekdoten zu fragen? Intereſſant zu leſen mögen ſolche Einzelheiten für Manchen ſein, zur Beurtheilung eines Dichters aber ſcheinen ſie mir ziemlich überflüſſig, denn was wäre das für ein Dichter, der ſeine Bildung und Wiſſenſchaft erſt durch Schulzeugniſſe und gelehrte Citate dokumentiren müßte!

Man weiß von Lermontoff, daß er auf der Schule Alles lernte, was zum Examen nöthig war, und daß er ſpäter, aus eigenem Antriebe, gründliche

Kenntniſſe in Welt- und Naturgeſchichte ſich erwarb. Dabei waren ihm, wie das die Erziehung der ruſſiſchen Ariſtokratie ſo mit ſich bringt, die deutſche und franzöſiſche Sprache ſo geläufig wie die ruſſiſche, und Engliſch und Italieniſch verſtand er hinlänglich, um irgend einen Autor darin mit gutem Verſtändniß zu leſen.

Es gilt von Lermontoff ganz beſonders was Göthe von allen künſtleriſch begabten Menſchen überhaupt gelten läßt, daß ſie ihre Haupterziehung der Natur und ſich ſelbſt zu verdanken haben: „weil ihr Pädagogen nimmer den mannigfaltigen Schauplatz erkünſteln könnt, ſtets im gegenwärtigen Maß ſeiner Kräfte zu handeln und zu genießen.“ Und: „ſchädlicher als Beiſpiele ſind dem Genius Prinzipien.“

* * *

Meine Ueberſetzung des zweiten Bandes der Lermontoff'ſchen Gedichte unterſcheidet ſich vom erſten dadurch, daß im zweiten Bande nicht immer ein ſtrenges Anſchmiegen an das Original ermöglicht werden konnte, weil mir der handſchriftliche Nachlaß nicht ſo abgeſchloſſen und korrekt vorlag wie der gedruckte. Ich hatte oft zwiſchen zwei oder drei Lesarten zu wählen, und ganze Seiten des „Dämon“

waren so undeutlich geschrieben und theilweise verwischt, daß meiner eigenen Combinationsgabe ein gutes Theil zu thun übrig blieb. Hier und da fehlte so der innere Zusammenhang, bei dessen Wiederherstellung ich die kaukasische Sage, welche der Dichtung zu Grunde liegt, gewissenhaft benutzte. Die kleinen unumgänglichen Ergänzungen wurden mir um so leichter, als ich den Schauplatz der Dichtung aus eigener Anschauung genau kannte. Mehr oder weniger ist also dieses Gedicht als eine freie Nachbildung der Urschrift zu betrachten...

Der unbedingte Beifall, welchen meine Bearbeitung des ersten Bandes von Lermontoff bei allen Sachkundigen gefunden, und die außerordentlich freundliche Aufnahme welcher sich das Werk überhaupt bei der Kritik wie beim Publikum zu erfreuen gehabt, waren mir eine erquickliche Aufmunterung bei der Fortsetzung der Arbeit bis zum Schluß des Werkes und lassen mich hoffen, daß auch dieser zweite Band einen gleich freundlichen Empfang finden werde.

Ich schließe mit einem Gedächtnißblatte Lermontoff's, welches mir eben, wie ich einen letzten forschenden Blick in meine Mappen werfe, aus einem meiner kaukasischen Tagebücher entgegenfällt:

„Ich bin nicht Byron — bin ein andrer
Verkannter heimatloſer Wandrer,
Den man vom eignen Volk vertrieb,
Und hatte doch dies Volk ſo lieb!
Ich habe früher angefangen
Als er, und werde früher enden,
Wohl ohne — eh' ich heimgegangen —
Wie er ſo Großes zu vollenden!
Mein Leben ward zu früh verkümmert;
In meiner Bruſt — wie in der Tiefe
Des Meers — liegt eine Welt zertrümmert
Von Hoffnung, die ſich nicht erfüllte.
Wer, der ſie zur Vollendung riefe?
Wer, der des Meeres Grund enthüllte?
Wer wird, wenn ſie mich falſch verklagen,
Dem Volk die ganze Wahrheit ſagen,
Wer wird mir ein gerechter Richter?
Ach! Keiner wird's — wenn nicht ein Dichter!..."

Geſchrieben zu Eſcheberg bei Kaſſel,
den 3. Oktober 1852.

Anmerkungen.

1 Bekanntlich wurde Puschkin im Duell erschossen. Von den haarsträubenden Einzelheiten welche zu diesem Duell Anlaß gaben, weiß in Rußland Jedermann zu erzählen. Das Wesentliche an der Sache ist in dem Gedichte Lermontoff's hinlänglich klar ausgesprochen und das Uebrige fühle ich mich nicht berufen an die Oeffentlichkeit zu ziehen, zumal erst vor Kurzem, bei Gelegenheit der Sendung des Herrn v. Heeckeren nach Berlin, in den Zeitungen soviel davon aufgefrischt wurde, daß ich wenig Neues hinzuzufügen wüßte.

2 Muride — heißt im Arabischen: der Strebende, oder der Jünger. Im Kaukasus werden alle Anhänger Schamyl's Muriden genannt, weil man ihn selbst hier als gottgesandten Evangelisten einer neuen Offenbarung, als Gründer einer neuen, aus dem Islam hervorgegangenen mystischen Sekte betrachtet. In seiner Eigenschaft als Haupt dieser Sekte oder Schule heißt er Murschid, und seine kriegerischen Anhänger heißen Muriden. Ueber den Zusammenhang dieser Schule mit den Schulen der Sufis, sowie Näheres über die Gliederung des Schamyl'schen Systems und die praktische Anwendung desselben siehe: „F. Bodenstedt, die Völker des Kaukasus." Frankfurt 1848.